Daniel Karch

Entgrenzte Gewalt in der kolonialen Peripherie

Die Kolonialkriege in „Deutsch-Südwestafrika“ und die „Sioux Wars“ in den nordamerikanischen Plains

Geschichte

Beiträge zur Europäischen Überseegeschichte – 107

Franz Steiner Verlag

Daniel Karch
Entgrenzte Gewalt in der kolonialen Peripherie

BEITRÄGE ZUR EUROPÄISCHEN ÜBERSEEGESCHICHTE

vormals: Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte

Im Auftrag der Forschungsstiftung für vergleichende europäische Überseegeschichte begründet von Rudolf von Albertini, fortgeführt von Eberhard Schmitt, herausgegeben von Markus A. Denzel, Mark Häberlein und Hermann Joseph Hiery

Band 107

Daniel Karch

Entgrenzte Gewalt in der kolonialen Peripherie

Die Kolonialkriege in „Deutsch-Südwestafrika“ und die „Sioux Wars“ in den nordamerikanischen Plains

Franz Steiner Verlag

Coverabbildung:
„Aus unseren Kolonien“. Der Wahre Jacob. Illustrierte Zeitschrift für Satire, Humor und Unterhaltung, Nr. 511, 20.02.1906, S. 4959. © Universitätsbibliothek Heidelberg, https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wj/1906/0049 (CC-BY-SA-3.0).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019
Zugleich Diss. Universität Würzburg, Philosophische Fakultät, 2016
Druck: Offsetdruck Bokor, Bad Tölz
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
Printed in Germany.
ISBN 978-3-515-12436-2 (Print)
ISBN 978-3-515-12438-6 (E-Book)

INHALTSVERZEICHNIS

DANKSAGUNG 8

VORBEMERKUNGEN ZUR TERMINOLOGIE UND DEN BENENNUNGSPROBLEMEN 10

1 EINLEITUNG 15

1.1 Zur Entgrenzung von Gewalt im militärischen Kontext. Eine Annäherung 15
1.2 Zur Exklusivität und Kontinuität entgrenzter Gewalt im kolonialen Kontext. 22
1.3 Zu den Vergleichsfällen. Ansatz, Fragestellung und Auswahl 29
1.4 Zur Methode. Komparative Gewaltforschung und Referenzrahmenanalyse 40
1.5 Zur Quellenlage 43
1.5.1 US-amerikanische Bestände 43
1.5.2 Deutsche Bestände 44
1.6 Zum Erkenntnisinteresse. Ein Resümee 49

2 „VÖLKERMORDE“? TERMINOLOGISCHE GRUNDLEGUNGEN 52

2.1 Gewalt und Moderne – ein ambivalentes Verhältnis 52
2.2 Zur Entwicklung des Menschenrechtsschutzes im Völkerrecht 55
2.3 Die Neugestaltung des Völkerrechts unter den Eindrücken des Ersten Weltkrieges 61
2.4 Raphael Lemkin – „Vater der Völkermordkonvention“ 64
2.5 Die Sanktionierung genozidaler Verbrechen durch das Völkerrecht 69
2.6 Die „Genozidkonvention“ der Vereinten Nationen 71
2.7 Strafrechtliche Dimensionen 77
2.8 Der Völkermordbegriff in den Geschichts- und Sozialwissenschaften 80
2.9 Grenzen und Möglichkeiten einer Forschungsperspektive 82
2.10 Resümee. Zur Kategorisierung und Klassifizierung von Massengewalt 86

3 FALLANALYSE. STAATENBILDUNG ALS GEWALTAKT 89

3.1 Deutsch-Südwestafrika. Eine frühe „Übung in Sozialtechnologie“? 89
3.1.1 Land, indigene Gruppen und deutsche Inbesitznahme 98

3.1.2 Vorgeschichte und Ursachen des Krieges von 1904 bis 1907 ... 103
3.1.2.1 Theodor Leutwein ... 103
3.1.2.2 Erste Versuche der Herrschaftsaufrichtung und militärische Konflikte ... 106
3.1.2.3 Das „System Leutwein“ ... 112
3.1.2.4 Entwicklungen im Hereroland bis 1896 ... 117
3.1.2.5 Das Scheitern der Politik Leutweins ... 119
3.1.3 Der Krieg von 1904 bis 1907 ... 121
3.1.3.1 Kriegsbeginn und erste Kriegsphase ... 121
3.1.3.2 Reaktionen der Deutschen ... 125
3.1.3.3 Die Wende des Kriegsverlaufs. Leutweins Absetzung ... 130
3.1.3.4 Lothar von Trotha ... 134
3.1.3.5 Die „Schlacht am Waterberg“ ... 137
3.1.3.6 Der „Vernichtungsbefehl“ ... 144
3.1.3.7 Der „Nama-Krieg“ ... 151
3.1.3.8 Die Frage der Kriegsgefangenen ... 153
3.1.3.9 Die Absetzung von Trothas ... 156
3.1.4 Konzentrationslager und Zwangsarbeit. Die „Bilanz“ des Krieges ... 159
3.2 Die Vereinigten Staaten von Amerika. „O’er the land of the free…?“ ... 163
3.2.1 Die „Indianerfrage“. Ein Blick auf die indigenen Völker der nördlichen *Plains* ... 163
3.2.1.1 Ökonomischer und demografischer Wandel der indigenen Lebenswelt ... 165
3.2.1.2 Tatánka Oyate – Die Sioux ... 171
3.2.1.3 Territoriale Expansion und neue Indian Policy ... 178
3.2.2 Der Konflikt bahnt sich an. Die ersten *Sioux*-Kriege ... 181
3.2.2.1 „… no more magnitude than stealing a cow.“ Grattan Fight, 1854 ... 181
3.2.2.2 „…for the purpose of punishing the Sioux.“ Blue Water Creek, 1856 ... 184
3.2.3 Der Beginn der Kämpfe in den nördlichen *Plains* ... 189
3.2.3.1 „… devils in human shape.“ Minnesota, 1862 ... 189
3.2.3.2 „… nits make lice.“ Sand Creek, 1864 ... 199
3.2.3.3 „… to kill every male Indian over twelve years of age.“ Powder River Expedition, 1864 ... 205
3.2.4 Military Indian Policy ... 208
3.2.4.1 „War is Hell.“ Auswirkungen des Bürgerkrieges, 1861–1865 ... 208
3.2.4.2 „Red Cloud’s War“. Der Krieg um den Bozeman Trail, 1866–1868 ... 214

3.2.4.3 „It is either this or war of extermination." Peace Policy unter Grant 230
3.2.5 Der *Sioux War,* 1874–1877 240
3.2.5.1 „…an attempt to dispossess them of their country." Konflikte um die Black Hills 240
3.2.5.2 „…shall this be the beginning of the end?" Custers Last Stand und die Bilanz. 249

4 VERGLEICH UND VERGEGENWÄRTIGUNG. ZUR KULTUR UND DYNAMIK EXTREMER GEWALT 255

4.1 Wandel der Erinnerungskultur(en) 255
4.1.1 „Koloniale Wurzeln der NS-Ideologie?" Kolonialdiskurs und Erinnerungspolitik 258
4.1.2 „Winning of the West" – Geschichtsbild und Erinnerungskultur in den USA 271
4.1.3 Resümee 285
4.2 Gewaltpolitik und Gewaltentgrenzung in der kolonialen Peripherie. Erklärungsversuche 285
4.2.1 Räumliche Aspekte und militärische Obsessionen: „Feldzüge gegen die Natur" 293
4.2.2 Systemische Aspekte: „Kleine Kriege" 300
4.2.3 Kollektive Aspekte: Siedler und Siedlungskolonien 305
4.2.4 Strukturale und funktionale Aspekte: Identitäts- und Staatsbildungsprozesse 310
4.2.5 Personale und sozialpsychologische Aspekte: Soldaten und „ihre" Situation 314
4.3 „… planmäßige Schädigung der feindlichen Bevölkerung"? Gewaltentgrenzungen in der kolonialen Peripherie. Resümee und Ausblick. 321

ANHANG 329

Abbildungen, Bildanalysen und diskursanalytische Schlaglichter 329
1 Deutsch-Südwestafrika 333
2 Vereinigte Staaten von Amerika 350
Abbildungsverzeichnis 362
Abkürzungsverzeichnis 366
Quellen- und Literaturverzeichnis 368
Archivalische Text- und Bildquellen 368
Gedruckte Quellen und zeitgenössische Literatur 377
Literatur (gedruckt und digital) 380

DANKSAGUNG

Die vorliegende Arbeit hätte ohne eine ganze Reihe von Personen und Institutionen, die mich in vielfältiger Art und Weise unterstützten und mir Rückhalt gaben, nicht entstehen können. Ihnen möchte ich an dieser Stelle herzlichen Dank sagen.

Mein erster, ganz besonderer Dank gilt meinem Doktorvater, Herrn Prof. Dr. Matthias Stickler, für die lehrreichen und in so vielerlei Hinsicht gewinnbringenden Jahre der Begleitung, für das entgegengebrachte Vertrauen, das große persönliche Engagement, die zahllosen inhaltlichen Anregungen und die fortwährende Unterstützung bei der Entstehung und Erstellung dieser Arbeit. Herzlicher Dank gebührt zudem Herrn Prof. Dr. Peter Hoeres, der sich zur Übernahme der Zweitgutachten bereit erklärte und mir mit wertvollen Anregungen, fachlichem Rat und redaktionellem Wissen zur Seite stand. Überaus verbunden bin ich Herrn PD Dr. Frank Kleinehagenbrock für seine Hinweise zum frühneuzeitlichen Gewaltdiskurs sowie seine Bereitschaft, als Prüfer im Kolloquium zu fungieren. Weiterhin gilt mein Dank Herrn Prof. Dr. Helmut Flachenecker und Frau Dr. Maria Osmers sowie – nicht zuletzt – meinem akademischen Lehrer, Herrn Prof. em. Dr. Wolfgang Altgeld, für die zahlreichen Hinweise im Hinblick auf die interdisziplinäre Natur dieser Arbeit.

Für die Möglichkeit, meine Arbeit in ihren Oberseminaren vorzustellen, für ihre Hilfsbereitschaft und die fortdauernden konstruktiven Anregungen danke ich besonders Herrn Prof. Dr. Rainer Schmidt, Herrn Prof. Dr. Markus A. Denzel sowie Herrn Prof. Dr. Michael Hochgeschwender.

Frau Prof. Dr. Birthe Kundrus, Herrn PD Dr. Dierk Walter sowie den mittlerweile emeritierten Professoren Dr. Horst Gründer und Dr. Hermann Wellenreuther, die mir auf Tagungen der Gesellschaft für Überseegeschichte e. V. wiederholt ihre Zeit opferten, danke ich sehr herzlich für die kritische und geduldige Auseinandersetzung mit meinen Ausführungen und das Überlassen eigener Rede-Manuskripte.

Das Erstellen dieser Arbeit (eine redigierte und leicht gekürzte Fassung meiner Dissertation, mit welcher ich im Wintersemester 2016/17 an der Philosophischen Fakultät der Julius-Maximilians-Universität Würzburg promoviert wurde) war eine persönlich bereichernde Erfahrung, aber auch eine Herausforderung. Der bei diesem Thema stets gebotene Blick über den eigenen, doch weithin historisch determinierten „Tellerrand“ hinaus, das eingehende Studium bislang eher fremder Disziplinen mit ihren oft eigentümlichen Fachsprachen und den fachspezifischen Diskursen, die Auseinandersetzung mit sozial-, politik- und kommunikationswissenschaftlichen, völkerrechtlichen, sozialpsychologischen oder ethnologischen Fragestellungen, gestaltete sich äußerst spannend und instruktiv – aber letztlich auch zeitraubend.

All dies hätte ich sicherlich nicht ohne die Förderung durch mehrere Stipendien meistern können. Neben der Lothar-Seuffert-Stiftung bin ich daher vor allem der Hanns-Seidel-Stiftung e. V. für die Förderung meines Studiums wie auch die Förderung im Rahmen eines Promotionsstipendiums und das damit entgegengebrachte

Vertrauen sehr verbunden. Lebendiges Denken bildet sich in Begegnungen – nicht zuletzt deshalb bin ich namentlich Herrn Prof. Hans-Peter Niedermeier und Herrn Dr. Pfeifenrath, dem viel zu früh verstorbenen Vertrauensdozenten Prof. Dr. Dieter Blumenwitz sowie den beiden „guten Seelen", Frau Gabriele Schreyer-Brummer und Frau Dr. Gabriele-Maria Ehrlich, für die Jahre des Vertrauens, des Forderns und Förderns, für etliche fachliche und gut gelaunte Diskussionen bei gemeinsamen Tagungen in Kloster Banz, Wildbad Kreuth, München und Berlin äußerst dankbar.

Die notwendigen Quellenstudien in den USA wären ohne das großzügige Zutun der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius sowie die Unterstützung des Deutschen Historischen Instituts in Washington D. C. undenkbar gewesen. Für die zahlreichen Hinweise im Rahmen des Bucerius-Seminars, für die konstruktive Kritik und die wertvollen Ratschläge während meiner Forschungsaufenthalte an der University of Chicago, der Newberry Library in Chicago, der Library of Congress und den National Archives möchte vor allem Prof. Dr. Kathleen N. Conzen, Prof. Dr. Christof Mauch und Dr. Andreas Etges ganz herzlich danken. Daneben gilt mein Dank allen Wissenschaftlern, denen ich während meiner Forschungsreisen begegnete, den Bibliothekaren und Archivaren, die mir beim Sichten und Auswerten der Bestände halfen und sich immer gerne auf einen Gedankenaustausch einließen – namentlich Herrn Dr. Nils Brübach vom Sächsischen Staatsarchiv, Frau Antje Märke vom Bundesarchiv in Koblenz, Herrn Dr. Hans Zimmermann von der Herzogin Anna Amalia Bibliothek und *last, but not least* Herrn Jeff Bridgers von der Prints & Photographs Division der Library of Congress, von dessen Ideen und Kontakten zu amerikanischen Forschungsbibliotheken ich immens profitierte.

Für die Auszeichnung dieser Arbeit mit dem Martin-Behaim-Preis und die damit verbundene Möglichkeit, sie in den „Beiträgen zur Europäischen Überseegeschichte" zu publizieren, danke ich dem Franz Steiner Verlag, insbesondere Frau Katharina Stüdemann sowie Frau Andrea Hoffmann, für ihre engagierte redaktionelle Betreuung. Ausdrücklich bedanken möchte ich mich in diesem Zusammenhang natürlich auch bei der Gesellschaft für Überseegeschichte e. V., insbesondere bei deren 1. Vorsitzenden, dem geschätzten Herrn Prof. Dr. Mark Häberlein, sowie Herrn Prof. Dr. Hermann Mückler.

Ein geflügeltes Wort Mark Twains lautet: „Writing is easy. All you have to do is cross out the wrong words." Zum Glück gab und gibt es Menschen, die mir bei der Suche dieser „falschen Wörter" halfen. Daher möchte ich schließlich – allen Warnungen („Don't thank your parents or your cat unless they really helped with research") zum Trotz – den Hauptleidtragenden dieses Promotionsvorhabens, danken: Meinen lieben Eltern sowie natürlich meiner geliebten Frau Melanie. Die Erstellung dieser Arbeit wäre ohne ihren emotionalen Beistand, das aufopfernde „Kümmern" um unsere beiden Kinder, das stets entgegengebrachte Verständnis, die Geduld und ihre liebevolle Ablenkung nicht möglich gewesen.

Ihr habt mich über viele Jahre des Projekts in Geduld und Liebe ertragen. Dafür bin ich unendlich dankbar!

Würzburg, im Oktober 2018
Daniel Karch

VORBEMERKUNGEN ZUR TERMINOLOGIE UND DEN BENENNUNGSPROBLEMEN

Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!“
Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?

Johann Wolfgang von Goethe: Faust

Autochthone Völker, Naturvölker, Aborigines, Ureinwohner, First Nations, Stammesvölker, Native Americans, … es existiert eine Vielzahl an Begriffen, mit denen *indigene Völker*[1] beschrieben werden. Zugleich gibt es einen breiten wissenschaftlichen Diskurs[2] darüber, wie dies (auch politisch) „korrekt“ erfolgen sollte – längst nicht nur unter Kultur- oder Sozialanthropologen.

Im allgemeinen Sprachgebrauch finden meist jene Begriffe Verwendung, welche von der Allgemeinheit am ehesten verstanden werden – ungeachtet wissenschaftlicher Diskurse oder möglicher Bedenken. Während wir somit im nationalen Rahmen noch immer die unterschiedlichsten Begriffe antreffen, begegnen uns in internationalen, akademischen Kontexten meist nur noch *indigene Völker, indigenous people(s)* und *pueblos indígenas*[3]. Diese augenscheinliche Konformität in der Terminologie sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass *Indigenität* nichts „Natürliches“ ist, sondern „ein in sozialen Auseinandersetzungen diskursiv hergestelltes Konstrukt“[4] – was allein schon das Fehlen einer international anerkannten Definition verdeutlicht.

Für die Bestimmung von *Indigenität* wird bis heute zumeist auf den UN-Sonderberichterstatter José Martínez Cobo zurückgegriffen. Dieser hatte für eine Studie im Jahr 1986 *sua sponte* vier Kriterien festgelegt, die „indigene Gemein-

1 Diese Arbeit betrachtet die Begriff *Volk* und *Ethnie* (altgr. ἔθνος *Ethnos* „Volk, Volkszugehörige“) als semantische Äquivalente. Beide transportieren dieselben Denkstrukturen und Inhalte. Beide bezeichnen eine soziale Gruppe von Menschen, denen eine gemeinsame Identität zugesprochen wird – also eine Konstruktion und keine in sich geschlossene, unveränderbare Einheit. Mit dem Begriff *indigen* befassen sich die nachfolgenden Einlassungen.

2 Vgl. Karen Engle: The Elusive Promise of Indigenous Development. Rights, Culture, Strategy, Durham/London 2010; Adam Kuper: The Return of the Native, in: Current Anthropology, 44,3 (2003) S. 389–402; Ronald Niezen: The Origins of Indigenism. Human Rights and the Politics of Identity, Berkley u. a. 2003; Maren Rössler: Zwischen Amazonas und East River. Indigene Bewegungen und ihre Repräsentation bei der UNO, Bielefeld 2008; Sidsel Saudestad: On the Return of the Native, in: Current Anthropology, 45,2 (2004), S. 263–264.

3 Beispielsweise begehen die Vereinten Nationen jährlich am 9. August den „Internationalen Tag der indigenen Bevölkerungsgruppen der Welt“. Näheres u. a. auf den Seiten der Bundeszentrale für politische Bildung, URL: http://www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/142194/indigene-bevoelkerungen [Zugriff: 03.04.2019].

4 Editorial, in: Aufbegehren – Die Politik der Indigenität, iz3w, 303 (2007), S. 2.

schaften, Völker und Nationen“ ausmachen[5]: *Prä-Existenz*: Es handelt sich um die ursprünglichsten Bewohner eines bestimmten Gebietes, die dieses bereits vor der Kolonialisierung, der Besiedlung durch eine andere Kultur oder der Gründung eines modernen Staates bewohnten. *Nicht-Dominanz*: Sie sind nicht dominierender Teil ihrer aktuellen nationalen Gesellschaften, somit kaum an staatlichen und gesellschaftlichen Prozessen der Mehrheitsbevölkerung beteiligt. *Kulturelle Differenz*: Die Gruppe weist unterscheidbare kulturelle Merkmale wie Sprache oder Religion auf. Ihre Mitglieder betonen und bewahren ihre sprachliche, religiöse und kulturelle Divergenz zur Mehrheitsbevölkerung. *Selbst-Identifikation*: Die Mitglieder verstehen sich selbst als indigen, als geschlossene Gemeinschaft, welche sich von anderen unterscheidet und auch so wahrgenommen oder anerkannt wird.

Bei allen definitorischen Defiziten lässt sich zumindest aus etymologischer Sicht mit Bestimmtheit sagen, dass *indigen* denselben lateinischen Ursprung hat wie die Wörter *Gender*, *Generation* oder *Genesis* und letztlich nichts anderes bedeutet als *eingeboren* oder *einheimisch*. Gleichwohl gelten hierzulande Begriffe wie *Ureinwohner*, *Stammesvölker* oder *Eingeborene* (im Deutschen lange Zeit üblich und auch heute noch anzutreffen) mittlerweile, aufgrund ihres kolonialen oder romantisierenden Beiklangs, als inkorrekte, negativ konnotierte Fremdbezeichnungen. Da sie sich wertneutral kaum noch verwenden lassen, werden sie in der Forschung mehrheitlich abgelehnt[6] – so auch hier.

Durchaus bemerkenswert erscheint jedoch in diesem Zusammenhang, dass im englischen Sprachraum, insbesondere in Nordamerika, das Wort *Native* nach wie vor weit verbreitet ist, wenn über *indigene Völker* gesprochen wird. Indigene in den USA und Kanada gebrauchen den Begriff *Native* sogar selbst. Überdies sprechen auch die Vereinten Nationen bis heute von „eingeborenen“ oder „in Stämmen lebenden Völkern“[7], ohne dass hier ein biologistisches oder gar rassisches Verständnis von Menschengruppen als Völkern vorzuwerfen wäre.

5 Vgl. José R. Martínez Cobo: Study of the Problem of Discrimination against Indigenous Populations, New York 1987.

6 Diese Begriffe unterstellen eine primitive und unterentwickelte Lebensweise und suggerieren zudem, die Bevölkerung wäre schon immer auf diesem speziellen Gebiet ansässig, was eher selten zutrifft. Vgl. Franziska Rokos: Der völkerrechtliche Schutz und Erhalt traditionellen Wissens indigener Gemeinschaften, Berlin 2013. Verwiesen sei in diesem Zusammenhang auch auf die einschlägigen Publikationen der Gesellschaft für bedrohte Völker – der im deutschsprachigen Raum prominentesten Menschenrechtsgruppe mit Schwerpunkt Indigene.

7 Vgl. hierzu das Übereinkommen Nr. 169 „Über eingeborene und in Stämmen lebende Völker in unabhängigen Ländern“ der Internationalen Arbeitsorganisation (IAO), einer Sonderorganisation der UNO. Diese Konvention wurde 1989 verabschiedet und trat am 5. September 1991 in Kraft. Im 44. Artikel werden darin grundlegende Rechte der indigenen Völker garantiert. Das Übereinkommen findet sich in Volltext auf den Internetseiten der IAO; URL: www.ilo.org/ilolex/german/docs/convdisp1.htm [Zugriff: 13.04.2014]. Bei aller augenscheinlichen Willkür oder gar Belanglosigkeit sei in diesem Zusammenhang angemerkt, dass die Identifikation als „Völker“ (und nicht etwa nur als „Bevölkerungen“) für *Indigene* von essenzieller Bedeutung ist, denn dies impliziert eine Anerkennung als Rechtssubjekte im Sinne des Völkerrechts, d. h. mit dem Recht auf Selbstbestimmung, wie es im ersten Artikel der Charta der Vereinten Nationen dargelegt wird. Vgl. hierzu: Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen

„Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“[8], so Wittgenstein in seinen *Philosophischen Untersuchungen*. Das heißt, weder Bezüge noch Wortbedeutungen stehen ein für alle Mal fest – sie sind kontextbezogene, oft mehrdeutige Begriffsdefinitionen. Dementsprechend sollte auch die Verwendung von Wörtern wie *Stamm* und *Volk* im Kontext dieser Arbeit mitnichten als (deutsche) Geschichtsvergessenheit missverstanden werden[9]. Ihre Verwendung ist rein pragmatisch begründet und soll keineswegs suggerieren, dass bei all den verschiedenen und oft rivalisierenden indigenen Gruppen eine „statische Lebensgemeinschaft“ bestünde oder bestanden habe. Schließlich kann und soll hier nicht der Versuch unternommen werden, zu einer Dekonstruktion *aller* unspezifischen, pauschalisierenden oder anachronistischen Bezeichnungen beizutragen, die sich „im Umlauf“ befinden, denn wohl gegen nahezu jeden Terminus ließen sich legitime Einwände geltend machen.

Diese Arbeit spricht in aller Regel von *Indigenen* und *indigenen Völkern*. Nur wo es sinnvoll und geboten erscheint, folgt sie den Quellen, das heißt der damals (und zum Teil noch heute) üblichen Terminologie, ohne dass damit irgendeine Abwertung zum Ausdruck gebracht werden soll[10]. Natürlich werden indigene Völker in zeitgenössischen Quellen zumeist nicht mit ihren spezifischen Namen bezeichnet, zumal dieser den *men on the spot* in den seltensten Fällen bekannt gewesen sein oder sie interessiert haben dürfte. In der Regel begegnen uns hier *Eingeborene*, *Farbige* oder *Indianer,* vielfach sogar nur – der gängigen rassistischen Dichotomie folgend – *Rothäute, Kaffern* oder *Wilde*.

Dass *Indianer* nicht nur in geografischer Hinsicht eine Fehlbezeichnung[11] ist, liegt auf der Hand. Darüber hinaus legt jedoch die pauschale Verwendung dieser Bezeichnung für *alle* Indigenen Nordamerikas auch eine innere Gemeinsamkeit der Urbevölkerung nahe, welche keineswegs gegeben ist. Nicht zuletzt transportiert dieser Begriff eine Vielzahl von Stereotypen und Klischeevorstellungen; das

e. V. (Hrsg.): Rechte indigener Völker. Dokumentation der UN-Resolution 61/295 und des ILO-Übereinkommens 169, Berlin 2009, S. 29–40.

8 Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, in: Werkausgabe, Bd. 1: Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914–1916, Philosophische Untersuchungen, Frankfurt a. Main 1984, S. 262.

9 Auch im offiziellen Sprachgebrauch der USA und Kanada finden (neben *Native Americans* sowie dem in Kanada seit Mitte der 1980er gebräuchlicheren *First Nations* oder *First Nations People*) nicht nur die englischen Entsprechungen von Stamm weiterhin Verwendung, sondern auch die Begriffe *Indianer* und *Indianerstämme* (*tribes* bzw. *bands*). Um als *Indianer* staatlicherseits anerkannt zu werden, muss man einem der anerkannten *Indianerstämme* angehören.

10 Diese Arbeit verwendet keine Selbstbezeichnungen, auch wenn diese bisweilen wieder üblich werden.

11 Gleichwohl findet er in Nordamerika bis heute Verwendung. So hieß etwa das für „Indianerangelegenheiten“ zuständige Ministerium Kanadas noch bis 2015 *Department of Indian Affairs and Northern Development*. In den Provinzen existieren Ministerien mit ähnlichen Namen. Auch in der US-amerikanischen Forschung und Verwaltung wird noch immer von „Indianern“ gesprochen. So lautete etwa der Name der ältesten, dem US-Innenministerium unterstellten Behörde, nach wie vor „Amt für indianische Angelegenheiten“ – *Bureau of Indian Affairs* (BIA). Vgl. hierzu: URL: https://www.bia.gov [Zugriff: 21.02.2017].

gilt vor allem für das „Indianer-Bild“ in Deutschland, welches von Romanen und Filmen überlagert ist[12]. Populärstes Beispiel ist wohl *Winnetou*, Karl Mays „Apachenhäuptling“[13]. Daneben lässt sich im deutschen Sprachraum schon seit dem frühen 19. Jahrhundert eine große und anhaltende Begeisterung für die Indigenen Nordamerikas ausmachen, die von den „Lederstrumpf“-Romanen James Fenimore Coopers[14] (1789–1851) sowie den Briefen, Bildern und Berichten verschiedener Amerikareisender, wie Maximilian zu Wied-Neuwied[15] (1782–1867), Johann Carl Bodmer[16] (1809–1893) oder Gottfried Duden[17] (1785–1855), frühzeitig genährt und verklärt wurde. So galten *Indianer* hierzulande meist als schöne, exotische und edle Wilde, die fern der Zivilisation, im Einklang mit der Natur und in Freiheit lebten – ohne sich irgendeiner Autorität beugen zu müssen. Auch *Buffalo Bill's Wild West Show*, die zwischen 1887 und 1906 ganze acht Mal durch Europa tourte und dabei in nahezu jeder größeren deutschen Stadt gastierte, beförderte dieses stark klischeelastige „Indianerbild“[18].

Aus all diesen Gründen soll hier der *deutsche* Begriff „Indianer“ (alleine oder als Kompositum) wo möglich und angebracht stets zugunsten spezifischerer Bezeichnungen (*Dakota, Lakota, Oglala, Osage etc.*) aufgelöst werden. Unangebracht scheint diese Restriktion indes bei originären, das heißt unübersetzten Begriffen wie *Indian Wars* oder *Indian Policy.* Denn eine Mehrzahl der US-amerikanischen Forscher spricht nach wie vor von *Indian* bzw. *American Indian Wars*, wenn die kriegerischen Auseinandersetzungen weißer Eroberer mit den indigenen Völkern Nordamerikas zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert bezeichnet werden sollen. Dieser arrivierten Vorgehensweise folgt diese Arbeit.

In der deutschen Kolonialverwaltung, somit auch in einem Großteil der amtlichen Quellen, sprach man fast durchgängig von „Eingeborenen“, wenngleich die

12 Was indes auch dazu führte, dass das deutsche Wort *Indianer* weder negativ noch rassistisch konnotiert ist. Mit ihm werden im deutschen Sprachraum sogar überaus positive Eigenschaften wie Respekt, Tapferkeit, Edelmut und die Liebe zur Natur verbunden. Vgl. Alexander Emmerich: Die Indianer Nordamerikas. Geschichte, Kultur, Mythos, Darmstadt 2011, S. 8.

13 Vgl. hierzu weiterführend: Petra Küppers: Karl Mays Indianerbild und die Tradition der Fremdendarstellung, Eine kulturgeschichtliche Analyse, in: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1996, S. 315–345.

14 James F. Cooper: Die Ansiedler oder die Quellen des Susquehannah, Leipzig 1824; ders.: Der Letzte der Mohikaner, Stuttgart u. Frankfurt a. Main 1826; ders.: Die Steppe, Frankfurt a. Main 1828; ders.: Der Pfadfinder oder das Binnenmeer, Frankfurt a. Main 1840; ders.: Der Hirschtödter, Frankfurt a. Main 1841 [jeweils dt. Erstausgabe].

15 Maximilian zu Wied-Neuwied bzw. Baron von Braunsberg [selbstgewähltes Pseudonym]: Reise in das innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834, Koblenz 1839–1841.

16 Maximilian zu Wied-Neuwied: Reise in das innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834, 2 Textbände und 1 Bildatlas mit Illustrationen von Karl Bodmer, Koblenz 1839–1841. Vgl. auch: Hans Läng: Indianer waren meine Freunde. Leben und Werk Karl Bodmers 1809–1893, Bern u. Stuttgart 1976.

17 Gottfried Duden: Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas und einen mehrjährigen Aufenthalt am Missouri in den Jahren 1824 bis 1827, Elberfeld 1829.

18 Vgl. Anne Dreesbach: Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung „exotischer“ Menschen in Deutschland 1870–1940, Frankfurt a. Main 2005 (zugl. Diss. LMU München 2003), S. 99–102 und S. 173–176.

Indigenen der eigenen Kolonialgebiete laut *Schutzgebietsgesetz* (SchGG) § 4 von 1900 offiziell (und pauschal) als „Farbige" galten. Sehr viel variantenreicher gestaltete sich dahingegen die koloniale Sprachsituation beim Kontakt mit den diversen indigenen Gruppen. Allein in *Deutsch-Südwestafrika* existierten dutzende unterschiedliche (Fremd-)Bezeichnungen für die indigenen bzw. einheimischen Bevölkerungsgruppen, welche von den Europäern beim Erstkontakt oft unreflektiert übernommen oder im Zuge der fortschreitenden Landnahme konstruiert worden waren, darunter beispielsweise das schon seit Ende 17. Jahrhunderts gebräuchliche Wort *Buschmänner* (von ndl./afr. *Bosjemans*/*Bossiesmans*: Gesetzloser/Bandit)[19].

Bis heute – das zeigt sich etwa mit Blick auf den deutschen Migrationsdiskurs[20] oder jüngste Debatten um Begriffe wie *Schwarze* bzw. *Neger*[21] – wird Sprache auch als ein Mittel der Ausgrenzung und Stigmatisierung missbraucht oder als solches verstanden. Denn Rassismus „funktioniert durch Diskurse, durch Worte und durch eine Reihe von Entsprechungen, welche Identitäten aufrechterhalten."[22] Auch deshalb finden diskriminierende und eindeutig pejorative Termini wie *Hottentotten*, *Bastards, Kaffern* etc. hier – außerhalb der Quellen – keine Verwendung.

19 Vgl. hierzu Peter Scheulen: Die „Eingeborenen" Deutsch-Südwestafrikas: Ihr Bild in deutschen Kolonialzeitschriften von 1884 bis 1918, Köln 1998.

20 Vgl. Wolfgang Kaschuba: Ethnische Parallelgesellschaften? Zur kulturellen Konstruktion des Fremden in der europäischen Migration, in: Zeitschrift für Volkskunde, 103,1 (2007), S. 65–85; Martin Wengeler: Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985), Tübingen 2003 (= Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 244).

21 Vgl. Susan Arndt, Nadja Ofuatey-Alazard (Hrsg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk, Münster 2011, hier insbesondere S. 204f. Vgl. auch: Stefan Hermes: „Warum soll man nicht schwarz sein?" Blackness und Whiteness in Michael Endes Jim-Knopf-Romanen, in: Acta Germanica: German Studies in Africa, 43,1 (2015), S. 9–27.

22 Grada Kilomba: Das N-Wort. Bundeszentrale für politische Bildung, 03.06.2009. URL: www.bpb.de/gesellschaft/migration/afrikanische-diaspora/59448/das-n-wort [Zugriff: 18.03.2017].

1 EINLEITUNG

1.1 ZUR ENTGRENZUNG VON GEWALT IM MILITÄRISCHEN KONTEXT. EINE ANNÄHERUNG

Jeder Mensch ist ein Abgrund,
es schwindelt einem, wenn man hinab sieht.

Georg Büchner: Woyzeck

Am frühen Morgen des 1. September 1870, sechs Wochen nach Beginn des Deutsch-Französischen Krieges, überquerten Teile der 1. Königlich Bayerischen Infanteriedivision bei dichtem Nebel die Maas und rückten auf die kleine, scheinbar aufgegebene französische Ortschaft Bazeilles vor. Wenn man sich Sedan aus südöstlicher Richtung nähern wollte, musste man dieses Dorf in den Ardennen durchqueren; ihm kam also eine nicht unerhebliche strategische Bedeutung zu. Kaum in seiner Mitte angelangt, wurden die Einheiten plötzlich unter heftiges Feuer genommen. Elitesoldaten und Scharfschützen des französischen XII. Korps, welche sich hier tags zuvor verschanzt hatten, beschossen sie aus Fenstern, Hausvorsprüngen und Toreingängen. „Wer sich sehen ließ, wurde von der feindlichen Infanterie niedergestreckt [...] man wusste nicht mehr wohin, was tun, waren wir doch ganz schutz- und wehrlos im Kreuzfeuer“[1], beschrieb ein bayerischer Infanterist die Situation. Innerhalb kurzer Zeit erlitten die Bayern hohe Verluste; etliche Offiziere und Zugführer wurden getötet oder fielen schwer verwundet aus[2]. Panik machte sich breit und es begann ein über Stunden erbittert geführter Häuserkampf, an welchem sich im Laufe des Vormittags auch immer mehr Einwohner beteiligten. Letztlich eskalierte die Situation: Die Bayern, überreizt aufgrund der starken Verluste und kaum noch in der Lage, den Feind auszumachen, schossen schließlich wahllos auf alles, was sich bewegte – auch Frauen und Kinder. Gebäude, aus

1 Florian Kühnhauser: 1870–71. Kriegserinnerungen eines Soldaten des königlich bayerischen Infanterie-Leibregiments, Waging am See 2002 (1898), S. 68. Florian Kühnhauser, 1844 in Tettenhausen am Waginger See geboren, war Schreiner und Schnitzer und meldete sich 1870 freiwillig zum Kriegsdienst.

2 Im gesamten Deutsch-Französischen Krieg hatte die Bayerische Armee einen Verlust von 213 Offizieren und 3.876 Mann zu beklagen – davon entfielen allein auf die Kämpfe um Bazeilles 64 gefallene Offiziere und etwa 1.000 tote Soldaten. Die französische Seite verlor an diesem Tag 2.655 Mann. Zwischen 30 und 60 Einwohner fanden den Tod, weitere 150 erlagen später ihren Verletzungen. Vgl. hierzu: Olt. Schmidthuber: Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 unter besonderer Berücksichtigung der Antheilnahme der Bayern. Auszug aus dem Generalstabswerk. Landshut 1900, S. 116–117. Umfassend informiert auch der Sammelband von Jan Ganschow / Olaf Haselhorst / Maik Ohnezeit (Hrsg.): Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71. Vorgeschichte – Verlauf – Folgen, Graz 2009.

denen gefeuert wurde, brannte man nieder, vermeintliche Schützen, derer man habhaft wurde, wurden kurzerhand als Freischärler (*Franctireurs)* aufgehängt oder erschossen[3]. Bazeilles erlebte ein Massaker.

Eine Woche später, am 8. September, erörterte man diese Ereignisse im deutschen Hauptquartier in Reims[4]. Zu den Teilnehmern der kleinen informellen Gesprächsrunde gehörten Otto von Bismarck, seine Begleiter – unter ihnen Moritz Busch und Heinrich Abeken – sowie drei US-Amerikaner: Lieutenant General Philip H. Sheridan, der im Auftrag der US-Administration nach Europa gereist war, um die militärischen Operationen zu beobachten, sein Adjutant, Major James W. Forsyth, sowie der Journalist MacLean, welcher als Dolmetscher agierte[5].

Bismarck sah die deutsche Seite im Recht[6]. Verantwortlich für die Eskalation der Gewalt machte er die Zivilisten und *Franctireurs*, deren Beteiligung am Kampfgeschehen keinesfalls hingenommen werden könne. Abeken, ein betagter Theologe[7], plädierte angesichts der überaus harten „Strafaktion" für Mäßigung. Ganz anders Sheridan, der sich nach einer kurzen Diskussion ebenfalls zu Wort meldete: Er befürwortete das harte Vorgehen der bayerischen Truppen ausdrücklich. Darüber hinaus sprach er von einer grundsätzlichen Strategie des Leiderzeugens und Schreckenverbreitens, mit der Kriege auszufechten und – allem voran – zu gewinnen wären. Mit anderen Worten: die Demoralisierung der Zivilbevölkerung sollte als strategisches Prinzip gelten, um so die politische Führung des

3 Siehe: Dennis Showalter: Das Gesicht des modernen Krieges. Sedan, 1. und 2. September 1870, in: Stig Förster / Markus Pöhlmann / Dierk Walter (Hrsg.): Schlachten der Weltgeschichte, München ^{2}2004, S. 230–247; Frank Becker: 2. September 1870 / 18. Januar 1871: Selbstbestätigung einer labilen Nation?, in: Eckart Conze / Thomas Nicklas (Hrsg.): Tage deutscher Geschichte, München 2004, S. 156–176; Mark R. Stonerman: The Bavarian Army and the French Civilians in the War of 1870–1871: A Cultural Interpretation, in: War in History, 8 (2001), S. 271–293. Speziell zur kriegsrechtlich umstrittenen Erschießung von Zivilisten, die sich am Häuserkampf beteiligt hatten, vgl. auch den Brief des Oberleutnants Hugo von Regemann vom 3. September 1870, ByHStA, Abt. IV, Kriegsarchiv München, HS, Nr. 2641.

4 Der Publizist Julius Hermann Moritz Busch (1821–1899) begleitete Bismarcks als persönlicher Presseagent während des Krieges und berichtete über das nachfolgende Gespräch in seinen Tagebuchblättern.

5 Siehe hierzu: Paul Andrew Hutton: Phil Sheridan and His Army, Lincoln 1985, S. 202ff.

6 Damit teilte er die Auffassung etlicher deutscher Offiziere und Soldaten. Vgl. Friedrich Koch-Breuberg: Drei Jahre in Frankreich. Erinnerungen eines Truppenoffiziers aus dem Feldzug 1870/71 und der Occupation 1871–1873, München 1891; Hermann Radestock (Bearb.): Acht Feldpostbriefe aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71, Hannover 1967, 3. Brief vom 27.08.1870, S. 5; Karl Braun: Das Rheinische Ulanen-Regiment Nr. 7 im Deutsch-Französischen Kriege 1870/71, Berlin 1909, S. 123; Tilla Ris (Hrsg.): Kriegserlebnisse meines verstorbenen Mannes Richard Ris, Oberstlt. a. D., während d. Feldzuges 1870/71 Premierlt. u. Kompagnieführer im (1.) Badischen Leibgren.-Reg., Auerbach 1911, S. 47.

7 Heinrich Johann Wilhelm Rudolf Abeken (1809–1872) war Theologe und preußischer Wirklicher Geheimer Legationsrat. Seit 1862 gehörte er zu den engsten Mitarbeitern Otto von Bismarcks und wurde von diesem oft mit dem Verfassen offizieller Briefe beauftragt, weshalb er auch als „Feder Bismarcks" bezeichnet wird. Vgl. Wolfgang Frischbier: Heinrich Abeken (1809–1872), in: Lothar Gall / Ulrich Lappenküper (Hrsg.): Bismarcks Mitarbeiter, Paderborn 2009, S. 43–68.

Feindes schneller zur Aufgabe zu zwingen. Den Leuten dürfe „nichts bleiben als die Augen, um den Krieg zu beweinen“[8].

„Ein wenig herzlos, dünkt mich, aber vielleicht beachtenswert“[9], fügte Moritz Busch seinen Aufzeichnungen hinzu und verweist damit – das zeigt die neuere historische und sozialpsychologische Täterforschung im Umfeld nationalsozialistischer Verbrechen[10] – auf zwei grundlegende, nur „allzu menschliche“ Tendenzen im persönlichen Umgang mit der Entgrenzung bzw. dem eigenen Erleben von Gewalt, nämlich Marginalisierung (nur „ein wenig herzlos“) und Rationalisierung (bislang „Unerhörtes“ wird unter Umständen „beachtenswert“). Darüber hinaus umreist Abeken mit seiner doch recht banalen und diminutiven Einlassung eine überaus klare argumentative Konstante gewaltsamer Auseinandersetzungen; ein altes, meist unausgesprochenes Prinzip der Machtpolitik, das gerne Niccolò Machiavelli zugeschrieben wird: *Der Zweck heiligt die Mittel*.

Die Beliebigkeit einer solchen Legitimationsstrategie ist ebenso offenkundig wie die damit einhergehende Missachtung humanitärer oder rechtlicher Schranken. Gleichwohl besteht aus historischer und sozialpsychologischer Sicht kaum ein Zweifel daran, dass derartige Effektivitäts- und Effizienzorientierungen in zahlreichen Konflikten handlungsleitend waren – und es auch heute noch sind[11].

Philip Henry Sheridan, ein zutiefst zweckrationaler Mensch und als Soldat von jeder verklärenden, glorifizierenden oder gar sentimentalen Gesinnung weit entfernt[12], kann und soll in diesem Zusammenhang als ein paradigmatischer Fall gesehen werden. Er hatte die schmutzigen und totalen Seiten des Krieges nicht nur kennengelernt, sondern sie auch selbst praktiziert[13]. Ein Lamentieren ziviler, „unbedarfter“ Beobachter wie Abeken konnte er nicht nachvollziehen und beklag-

8 „Die richtige Strategie […] besteht erstens darin, daß man dem Feinde tüchtige Schläge beizubringen sucht, soweit er aus Soldaten besteht, dann aber darin, daß man den Bewohnern des Landes so viele Leiden zufügt, daß sie sich nach dem Frieden sehnen und bei ihrer Regierung darauf dringen. Es muß den Leuten nichts bleiben als die Augen, um den Krieg zu beweinen.“ Sheridan zu Bismarck, 08.09.1870, zit. nach: Moritz Busch: Tagebuchblätter von Moritz Busch, Bd. I, Leipzig 1899, S. 179–180.

9 Ebd., S. 180.

10 Vgl. hierzu den informativen Essay von Peter Longerich: Tendenzen und Perspektiven der Täterforschung, in: APuZ, 14–15/2007, S. 3–7, sowie den grundlegenden Forschungsüberblick bei Gerhard Paul: Von Psychopathen, Technokraten des Terrors und „ganz gewöhnlichen“ Deutschen. Die Täter der Shoah im Spiegel der Forschung, in: Ders. (Hrsg.): Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche?, Göttingen 2002 (= Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd. 2), S. 13–92.

11 Das zeigen u. a. die Erlasse des *Weißen Hauses* im „globalen Krieg gegen den Terror“ sowie nicht zuletzt Bürgerkriege in *failed states* wie Somalia, Sudan oder Syrien. Vgl. hierzu auch den essenziellen Beitrag des 2005 verstorbenen Ethnosoziologen Georg Elwert: Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt, in: Trutz von Trotha (Hrsg.): Soziologie der Gewalt, Opladen 1997 (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Nr. 37), S. 86–101.

12 Siehe dazu: Hutton: Phil Sheridan, S. 202 und 204–205.

13 Siehe beispielsweise: Robert A. Doughty: The American Civil War. The Emergence of Total Warfare, Lexington 1996; Stig Förster / Jörg Nagler (Hrsg.): On the Road to Total War. The American Civil War and the German Wars of Unification, 1861–1871, Washington D. C. 1997.

te sogar offen gegenüber Generalstabschef Helmuth von Moltke die fehlende Entschlossenheit auf deutscher Seite: „Sie verstehen es, einen Feind zu schlagen wie keine andere Armee, aber ihn zu vernichten, das haben Sie noch nicht weg. Man muss mehr Rauch von brennenden Dörfern sehen, sonst werden Sie mit den Franzosen nicht fertig.“[14] Graf von Waldersee, der sich diese „Denkwürdigkeit“ Sheridans notiert hatte, fügte hinzu, dass der Mann recht habe: „Wenn wir unsere Kavallerie Verwüstungszüge á la Sheridan quer durchs Land machen ließen, so würde vielen Franzosen die Lust vergehen, Franktireurs zu spielen.“[15]

Verwüstungszüge und brennende Dörfer kannte Sheridan nur allzu gut; nicht nur aus seiner Zeit als Kommandeur der *Shenandoah-Armee* im amerikanischen *Civil War* (1861–65), sondern insbesondere – das verschwieg er seinen deutschen Gesprächspartnern zumeist[16] – aus den jahrelangen *Indian Wars*[17], zuletzt als Oberbefehlshaber des *Department of the Missouri* (1867–83). Und obwohl der ihm zugeschriebene, vielfach zitierte Grundsatz, wonach der einzig gute Indianer ein toter Indianer sei, nur eine ungenaue Wiedergabe dessen darstellt, was Sheridan dereinst wirklich gesagt hatte[18], führte er seine Kriege doch zeitlebens genau nach diesem Motto. Ebenso wie sein späterer Oberbefehlshaber William T. Sherman

14 Sheridan zu Generalstabschef Helmuth von Moltke, zit. nach: Heinrich Otto Meisner (Hrsg.): Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschall Alfred Grafen von Waldersee, Bd. 1: 1832–1888. Stuttgart u. Berlin 1922 [Nachdruck: Osnabrück 1967], S. 100. Alfred Heinrich Karl Ludwig Graf von Waldersee (1832–1904) war während des Deutsch-Französischen Krieges Flügeladjutant des preußischen Königs und löste später Moltke als Chef des Großen Generalstabs ab. 1900 war er Oberbefehlshaber („Weltmarschall“) eines multinationalen Truppenkontingents, das zur Niederschlagung des Boxeraufstands nach Peking entsandt wurde. Hier nutzte er die Gelegenheit, damalige Gedanken in die Tat umzusetzen.

15 Ebd., S.101. Verwiesen sei in diesem Zusammenhang nochmals auf den beachtlichen Sammelband von Stig Förster und Jörg Nagler mit dem Beitrag von Carl N. Degler: The American Civil War and the German Wars of Unification: The Problem of Comparison, in: Förster/Nagler: Total War, S. 53–74, hier: S. 68f.

16 Dies verdeutlichen die Aufzeichnung seiner deutschen Gesprächspartner ebenso wie Sheridans „Erinnerungen“. Ders.: Personal Memoirs of Philip H. Sheridan, 1831–88, 2 Bde., New York 1888. Gleiches gilt für etliche seiner Artikel in verschiedenen US-Magazinen. Vgl. hierzu beispielsweise: Ders.: An American Account of the Franco-Prussian War. From Gravelotte to Sedan, in: Scribner’s Magazine, 6,5 (1888), S. 514–535.

17 *Indian Wars* (auch *American Indian Wars*) bezeichnet hier im Wesentlichen die gewaltsamen Auseinandersetzungen weißer Siedler und Militärs mit den Indigenen Nordamerikas zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert – bis hin zu deren völliger Unterwerfung. Dabei haben vor allem die Konflikte zwischen 1865 und 1877 das Bild der Auseinandersetzung mit den US-amerikanischen Ureinwohnern weitaus nachhaltiger geprägt als alle zuvor, weshalb sie auch in den Fokus dieser Untersuchung gerückt werden.

18 Zur sagenumwobenen Geschichte dieses Stereotyps siehe: Stephen E. Ambrose: Crazy Horse and Custer. The Parallel Lives of two American Warriors, New York 1975, S. 310; Carl Coke Rister: Border Command. General Phil Sheridan in the West, Norman 1944 [Neudruck: Westport 1974], S. VII–VIII; Elizabeth Arthur: The Concept of the Good Indian: An Albany River 19th Century Managerial Perspective, in: Canadian Journal of Native Studies, 5 (1985), S. 61–74.

und eine Vielzahl seiner Kameraden, duldete er nicht nur die Enthegung von Gewalt gegenüber Indigenen, sondern beförderte diese sogar gezielt[19].

Die so unverblümt vorgebrachten Ratschläge seines abgeklärten Gastes schienen letztlich auch Bismarck „beachtenswert" zu sein, obgleich er zunächst nicht auf sie eingegangen war. Denn als der Krieg gegen Frankreich Wochen später noch immer kein offizielles Ende gefunden hatte, kam er auf die Argumente Sheridans zurück und schlug seinem Monarchen eine Reihe drastischer Maßnahmen vor, welche geeignet seien, „die Bevölkerung die Last des Krieges fühlen und den Frieden herbeiwünschen zu lassen."[20] In seinem Immediatbericht vom 14. Dezember schrieb er:

> Als das hauptsächliche Mittel, den Frieden herbeizuführen und den Feind zu nötigen, denselben zu suchen, ist – außer der Vernichtung der feindlichen Armeen – der Druck anzusehen, welcher auf das Land und das Volk durch die Leiden des Krieges ausgeübt wird. Die Erfahrung aller Zeiten hat gezeigt, dass nicht allein die Niederlagen der Armeen, nicht der Erfolg der glänzenden strategischen Operationen, sondern auch das Gefühl des unerträglich werdenden Druckes, der überall empfundenen Leiden […] zuletzt das Volk im Lande nötigt, den Frieden mit so dringender Energie zu begehren, dass die Regierung dadurch gedrängt wird, den Frieden auf die Bedingungen anzunehmen, die ihr gemacht werden.[21]

Natürlich sind derart radikale Äußerungen quellenkritisch zu hinterfragen und in der Fachliteratur wurden sie auch schon verschiedentlich diskutiert[22]. Bedacht

19 So befahl Sheridan seinen Truppen 1864 (im Zuge dessen, was die amerikanische Bürgerkriegsliteratur gemeinhin als *The Burning* bezeichnet) gezielte Verwüstungen, Vergeltungsmaßnahmen und Gewalttaten an Wehrlosen, die ungewollt in das Kampfgeschehen im Frontbereich oder im Hinterland verwickelt wurden. Vgl.: John L. Heatwole: The Burning. Sheridan's Devastation of the Shenandoah Valley, Charlottesville 1998 sowie Gary W. Gallagher (Hrsg.): The Shenandoah Valley Campaign of 1864, Chapel Hill 2006.

20 Otto von Bismarck an König Wilhelm I., 14.12.1870, zit. nach: Otto von Bismarck: Gesammelte Werke, Bd. 6b, Berlin 1931, S. 632–637, hier S. 634. Zur Rezeption des US-amerikanischen Bürgerkrieges durch die europäischen Mächte vgl. Manfred F. Boemeke / Roger Chikkering u. a. (Hrsg.): Anticipating Total War. The German and American Experiences, 1871–1914, Washington D. C. 1999; Förster/Nagler: Total War; Roger Chickering / Stig Förster (Hrsg.): Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western Front, 1914–1918, Washington D. C. 2000.

21 Otto von Bismarck an König Wilhelm I., 14.12.1870, in: Bismarck: Werke, S. 632–637, hier S. 634.

22 Das Urteil der älteren deutsche Historiografie fiel recht milde aus, folgte man doch im Wesentlichen der Eigendarstellung Bismarcks, welcher sich in einer Denkschrift vom 14.01.1871 davon überzeugt zeigte, „von den Wegen, die zu einem Frieden führen können, den kürzesten und leichtesten eingeschlagen" zu haben. Auch Gerhard Ritter macht v. a. die Umstände für Bismarcks verbale Entgleisungen verantwortlich. Siehe hierzu: Ders.: Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus" in Deutschland, Bd. 1: Die altpreußische Tradition (1740–1890), München 1965. Ernst Engelbert hingegen sieht Bismarcks Votum sehr kritisch. Siehe: Ders.: Bismarck. Urpreuße und Reichsgründer, Berlin 1985. Für Günter Moltmann steht außer Frage, dass es sich hier nicht um zufällig oder situationsbedingte, sondern vielmehr um grundsätzliche Erwägungen eines Politikers handelt. Siehe: Ders.: Ansätze zur totalen Kriegführung im amerikanischen Bürgerkrieg (1861–65) und im deutsch-französischen Krieg (1870/71), in: Ernst Willi Hansen / Gerhard Schreiber / Bernd Wegner (Hrsg.): Politischer Wandel, organisierte Gewalt und nationale Sicherheit. Beiträge zur neueren Ge-

werden muss aber vor allem, dass Worte nicht zwangsläufig Realitäten schaffen, sondern ebenso als Perzeptionen gelesen werden müssen, gerade in diesem Zusammenhang. Bismarck war ein kühl kalkulierender Machtpolitiker, der den „Soldaten in sich" erst spät entdeckte[23]. Umso mehr irritierte es ihn, dass er – das „große Individuum", das Genie, neben dem alle anderen abfielen[24] – nicht in den militärischen Entscheidungsprozess einbezogen wurde. Zwischen ihm und der militärischen Führung klafften tiefe Gräben, denn Bismarck verhöhnte Helmuth von Moltke als einen „verknöcherten Generalstabsmenschen, der nichts von Politik verstehe"[25]. Moltke und der Generalstab wiederum sahen in ihm einen Dilettanten, der alle Entscheidungen an sich reißen wollte, und schlossen den „Zivilisten im Kürassierrock"[26] kurzerhand von den Lagebesprechungen aus. Zwar insistierte Bismarck beim König auf Anerkennung seines politischen Führungsanspruchs, doch es existierten noch keine institutionellen Regeln der Kooperation an der Spitze; die Entscheidung lag allein beim Monarchen. Somit lässt sich Bismarcks Schreiben als Schauspiel der Härte lesen, um bei Wilhelm I. Gehör zu finden und um sich gegen den Generalstab durchzusetzen[27]. Sein Votum für eine härtere Gangart fand Gehör[28], der Krieg fand ein relativ schnelles Ende und er selbst befand sich nur wenig später – zum Reichskanzler ernannt und in den erblichen Fürstenstand erhoben – auf dem Gipfelpunkt seiner Karriere.

Fünf Jahre zuvor, im Winter 1864/65, hatte General Sherman, der im amerikanischen *Civil War* (ähnlich, wie Bismarck 1870/71) eine schnelle und endgülti-

schichte Deutschlands und Frankreichs. Festschrift für Claus-Jürgen Müller, München 1995 (= Beiträge zur Militärgeschichte, Bd. 50), S. 29–46, hier S. 34f.

23 Sein Schlüsselerlebnis war der Krieg von 1870/71. In der Tradition eines Friedrich des Großen wollte er sowohl Politiker als auch Militär sein. Vgl. hierzu den ausgezeichneten Beitrag von: Karina Urbach: Bismarck: Der Kriegsdienstverweigerer als Kriegsherr, in: Brendan Simms / Dies. (Hrsg.): Die Rückkehr der „großen Männer". Staatsmänner im Krieg. Ein deutsch-britischer Vergleich 1740–1945, Berlin 2010. Vgl. auch grundlegend hierzu: Andreas Hillgruber: Bismarcks Außenpolitik, Freiburg 1972.

24 So sah er sich selbst und so wurde er auch lange Zeit von Theodor Fontane (1819–1898) bewundert. Vgl.: Gudrun Loster-Schneider: Der Erzähler Fontane. Seine politischen Positionen in den Jahren 1864–1898 und ihre ästhetische Vermittlung, Tübingen 1986, S. 237ff. Vgl. weiterhin: Theodor Fontane: Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871, 4 Bde., Berlin 1871–1876 [Nachdruck: Zürich 1985]. Zur historischen Bewertung vgl. auch: Sönke Neitzel: Die Kriegsbücher Fontanes, in: Bernd Heidenreich / Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Theodor Fontane. Dichter der deutschen Einheit, Berlin 2003, S. 121–131.

25 Zit. nach: Ernst Feder (Hrsg.): Bismarcks großes Spiel. Die geheimen Tagebücher Bambergers, Frankfurt a. Main 1932, S. 207.

26 Lothar Gall: Bismarck. Der weiße Revolutionär, Frankfurt a. Main 1980, S. 442.

27 Siehe hierzu: Ritter: Staatskunst, S. 283f. sowie Hillgruber: Außenpolitik, S. 125f. Einer solchen „Inszenierung" begegnen wir auch bei den späteren Kolonialkriegen in *Deutsch-Südwestafrika* – allerdings war dem „Schauspieler" Lothar von Trotha in diesem Fall weitaus weniger Erfolg beschieden.

28 Der britische Historiker Sir Michael Howard gelangte in seinen Betrachtungen des *Franco-Prussian War* zu der Ansicht, dass die deutschen Repressalien fast an die Brutalität einer „Sheridan Kampagne" herangereicht hätten. Ders.: The Franco-Prussian War. The German Invasion of France, 1870–1871, London 1961, S. 380.

ge Entscheidung herbeiführen wollte, noch (durchaus selbstgerecht) konstatiert: „Our method of warfare is different from that in Europe. We are not fighting against enemy armies but against an enemy people; both young and old, rich and poor must feel the iron hand of war in the same way as the organized armies.“[29] Dieser transatlantische Unterschied in der Kriegführung war nunmehr, zumindest in konzeptioneller Hinsicht, obsolet: Bismarck und das im Entstehen begriffene Deutsche Reich hatten die gedankliche Schwelle hin zum „totalen Krieg“ ebenfalls überschritten[30].

Freilich darf man die Tragweite von Sheridans Empfehlungen in diesem Zusammenhang nicht überbewerten. Ihm die Rolle des verführerischen Ideengebers, eines modernen *Mephisto*, zuzuschreiben, hieße auch, die deutsche Seite in eine naive Unschuld zu verklären – es zum *Gretchen* zu machen. Doch ohne Zweifel verweist diese „transatlantische Gemeinsamkeit“ auf Parallelen in der Entgrenzung und Totalisierung von (militärischer) Gewalt in staatsfernen Räumen im aufziehenden Zeitalter totaler Kriege[31], die es im Folgenden näher zu betrachten gilt.

29 Brief von Major General William T. Sherman an Lieutenant General Ulysses S. Grant, Ende Januar 1865, zit. nach: Walter Kiaulehn: Sherman's Policy of Annihilation. Americas's Horrible Contribution to the Conduct of Modern War, in: The Barnes Review, 8,5 (2002), S. 61–66, hier S. 61. Shermans reichhaltige Korrespondenz gegen Ende des *Civil War* lässt deutlich erkennen, dass er v. a. gegenüber Familie und Freunden stets bemüht war, die angewandte Strategie als alternativlos und die offenkundigen Unterschiede zu europäischen Kriegsschauplätzen als gewissermaßen „systemimmanent“ zu rechtfertigen. Hier formulierte er noch unumwundener, wie der weihnachtliche Brief von Sherman an seinen Kameraden und Duzfreund, Major General Henry W. Halleck, vom 24.12.1864 erkennen lässt: „[…] this war differs from European wars […]. We are not only fighting armies, but a hostile people, and must make old and young, rich and poor, feel the hard hand of war, as well as their organized armies. I know that this recent movement of mine through Georgia has had a wonderful effect in this respect. Thousands who had been deceived by their lying papers into the belief that we were being whipped all the time, realized the truth, and have no appetite for a repetition of the same experience.“ U.S. War Department u. a.: The War of the Rebellion. A Compilations of the Official Records of the Union and Confederate Armies, 70 Bde., Washington D. C. 1880–1901, Official Records: Series I, Vol. 44/1 (Savannah), S. 798–800, hier S. 799.

30 Es gibt weitere Zeugnisse dafür, dass Bismarck grundsätzlich davon überzeugt war, hier das Richtige getan zu haben. Darunter die Tagebucheinträge Ludwig Bambergers vom 08.08.1870 und 05.12.1870, in: Feder: Bismarcks großes Spiel, S. 153 und S. 241. Des Weiteren der Brief Bismarcks an Edwin von Manteuffel vom 06.01.1871, in: Bismarck: Werke, S. 807f. Gleichwohl blieb der Krieg im Ganzen ein konventioneller und weitgehend traditionell geführter Konflikt. Vgl. daher auch einschränkend: Dieter Langewiesche: Liberalismus, Nationalismus und Krieg im 19. Jahrhundert, in: Michael Epkenhans (Hrsg.): Militärisches Zeremoniell in Deutschland, Potsdam 2008, S. 59–74. Seiner Ansicht nach hatte die militärische und politische Führung keine Vorstellung vom Vernichtungskrieg der Zukunft und wollte ihn auch nicht. Vgl. ebd., S. 69.

31 Vgl. hierzu: James M. McPherson: From Limited War to Total War in America, in: Förster/Nagler: Total War, S. 295–309.

1.2 ZUR EXKLUSIVITÄT UND KONTINUITÄT ENTGRENZTER GEWALT IM KOLONIALEN KONTEXT

Zwar betrachten viele Historiker den „totalen Krieg“ noch immer als ein Artefakt des 20. Jahrhunderts[32], doch seine Wurzeln reichen durchaus in das 19. Jahrhundert zurück, wie unter anderem die Arbeiten von Stig Förster, Jörg Nagler oder Roger Chickering überzeugend dargelegt haben[33]. Die fortschreitende Industrialisierung, waffentechnische Neuerungen sowie die Herausbildung einer modernen Form von Nation und Nationalismus konzedierten eine Totalisierung und Enthegung des Krieges; sie standen an der Schwelle eines Zeitalters der Gewalt von 1861 bis 1914. John Keegan stellte dabei die Bedeutung des amerikanischen Bürgerkriegs heraus – nicht nur in seinen Augen der erste „moderne“ Krieg[34]. Hier wurden die Regeln des gehegten Staatenkrieges in signifikanter Weise gebrochen und Grenzen zwischen Kombattanten und Zivilisten systematisch demontiert. Und diese neue Qualität der Kriegführung, ein „Wetterleuchten der modernen Massenkriege“[35], ist bleibendes Vermächtnis der Jahre 1861 bis 1865. Mithin müssen Fragen nach den Entstehungszusammenhängen und Ursachen einer Entgrenzung von Gewalt im „Zeitalter der Extreme“[36] *hier* ansetzen.

Dabei gab es in der Vergangenheit ausgesprochen disparate Erklärungsansätze, unter anderem die Annahme eines speziellen deutschen „eliminatorischen“ Wesens, das die deutsche Geschichte seit dem 19. Jahrhundert durchtränkt habe[37]. Mit dieser These und dem sicheren Gespür für Zündstoff hatte Daniel Goldhagen vor rund

32 Beispielsweise: Jay Winter / Geoffrey Parker / Mary R. Habeck (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, Hamburg 2002 sowie Eric Hobsbawm: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München ^{9}2009 (1995).

33 Förster: Total War; Boemeke/Chikkering: Anticipating Total War; Chickering/Förster: Great War.

34 John Keegan: The American Civil War: A Military History, New York 2009, S. 313. Siehe auch: Ders.: The First World War, New York 1998, S. 16ff.

35 Andreas Kilb: Von Schützengräben, Eisenbahnen und großen Flüssen, in: FAZ, 02.10.2010.

36 Vgl. hierzu die Analyse des englischen Sozial- und Wirtschaftshistorikers Eric Hobsbawm zum „kurzen 20. Jahrhundert“. Ders.: Zeitalter der Extreme. Vgl. zudem: McPherson: Total War.

37 Daniel Jonah Goldhagen: Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin 1996, S. 48 u. 83. Seinen Thesen wurde von nahezu allen Historiker, die auf diesem Gebiet arbeiten, lebhaft widersprochen. Die schärfsten Kritiken stammen von Norman Finkelstein und Ruth Bettina Birn. Letztere warf Goldhagen 1997 im *Cambridge Historical Journal* vor, er habe derart selektiv zitiert, dass damit Dokumente verfälscht würden. In seinem Buch sei zudem alles in Konjunktivform geschrieben – wie in schlechten historischen Romanen. Goldhagen reagierte hierauf mit der Androhung einer Beleidigungsklage. Vgl. Ruth Bettina Birn: Revising the Holocaust, in: The Historical Journal, 40,1 (1997), S. 195–215; Norman G. Finkelstein / Ruth Bettina Birn: Eine Nation auf dem Prüfstand. Die Goldhagen-These und die historische Wahrheit, Hildesheim 1998; Dieter Pohl: Die Holocaustforschung und Goldhagens Thesen, in: VfZ, 45 (1997), S. 1–48. Eine noch immer aktuelle Synopse der „Goldhagen-Debatte“ findet sich in: Klaus Grosse Kracht: Die zankende Zunft. Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945, Göttingen 2005, S. 139–160.

zwei Jahrzehnten eine weithin bekannte Debatte losgetreten[38]. Zwar gilt die Vorstellung eines negativen deutschen Sonderweges in die Moderne[39] mittlerweile (wieder) als überholt[40]; dennoch – oder gerade deshalb – holten vor einigen Jahren zwei renommierte US-amerikanische Historiker, Isabel Hull und Helmut Walser Smith, diese „Gretchenfrage" der Geschichtswissenschaft alter bundesrepublikanischer Provenienz wieder *implizit* (Smith) oder *explizit* (Hull) zurück auf die Tagesordnung, indem sie unter anderem den Krieg von 1870/71 in eine Linie zu Hitlers Vernichtungskrieg im Osten stellten[41]. Hull, deren Einlassungen zum Entstehungskontext entgrenzter Gewalt und der Organisationskultur des deutschen Militärs durchaus überzeugen, behauptet, in Deutschland habe sich spätestens mit dem Krieg gegen Frankreich eine *military culture* entwickelt, die eine Verselbstständigung und Entgrenzung kriegerischer Gewalt, ihre Ablösung von politischen Zielen und selbst dem traditionellen militärischen Ziel (einen Krieg zu gewinnen), als Potenzial in sich barg. Diese habe nur die physische Vernichtung des Gegners oder den eigenen Untergang als Alternative zugelassen; der Militärhistoriker Jehuda Wallach sprach in diesem Zusammenhang schon 1967 treffend vom „Dogma der Vernichtungsschlacht"[42]. Walser Smith verfolgt eine etwas andere Herangehensweise; doch ebenso wie Hull versucht er, Kontinuitäten im Wechsel der Zeiten hervorzuheben und auf ein singuläres Ereignis hin auszurichten, das es in seinen Möglichkeitsbedingungen historisch zu erklären gilt: den Holocaust[43].

38 Goldhagen, einige Jahre Assistenzprofessor an der Harvard University, erntete mit seinen Thesen zur Kontinuität des „eliminatorischen Antisemitismus" ein beispielloses Medieninteresse, einen Bestsellererfolg – sowie eine Flut von Verrissen durch die internationale Fachwissenschaft. In Deutschland kritisierte als einer der ersten Volker Ullrich Goldhagens „aufstörendes, verstörendes Buch". Ders.: Hitlers willige Mordgesellen. Ein Buch provoziert einen neuen Historikerstreit, in: Die Zeit, 12.04.1996. Eberhard Jäckel fand das Buch „einfach schlecht" und konstatierte entrüstet, es handele sich dabei um eine „durch und durch mangelhafte, misslungene Dissertation". Ders.: Einfach ein schlechtes Buch. „Hitler's Willing Executioners" von Daniel J. Goldhagen fällt in primitive Stereotypen zurück, in: Die Zeit, Nr. 21, 17.05.1996.

39 Der als Begründer der *Bielefelder Schule* geltende Historiker Hans-Ulrich Wehler diagnostizierte im dritten Band seiner *Deutschen Gesellschaftsgeschichte* ein „eigentümliches Spannungsverhältnis zwischen Tradition und Moderne", das vom Deutschen Kaiserreich in gerader Linie zum Hitlerschen Faschismus geführt habe. Deutschland habe sich ab 1871 der Demokratisierung und der politischen Modernisierung verweigert. Stattdessen habe sich im kaiserlichen Deutschland eine von kulturellem Überlegenheitsgefühl getragene Volksgemeinschaft entwickelt, die dann mit einem maßlos übersteigerten Nationalgefühl in die Feuerprobe des totalen Krieges geführt worden sei. Vgl. ders.: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3: Von der Deutschen Doppelrevolution bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914, München ^{2}2007 (1978), S. 17f.

40 Eine gelungene Zusammenschau des „Historikerstreits" und seiner Ergebnisse bietet Grosse Kracht: Die zankende Zunft, S. 91–114.

41 Isabel V. Hull: Absolute Destruction. Military Culture and the Practices of War in Imperial Germany, London 2005. Helmut Walser Smith: Fluchtpunkt 1941. Kontinuitäten der deutschen Geschichte, Stuttgart 2010.

42 Jehuda Lothar Wallach: Das Dogma der Vernichtungsschlacht. Die Lehren von Clausewitz und Schlieffen und ihre Wirkungen in zwei Weltkriegen, Frankfurt a. Main 1967.

43 Zunächst benannte man der Mord an den europäischen Juden nur im englischen Sprachraum als *Holocaust* (vom griech. Adjektiv *holókauston*: „vollständig verbrannt"). Ursprünglich war

Auch innerhalb der *deutschen* Historiografie wurde und wird seit etwa zehn Jahren (wieder) intensiver über einen deutschen Sonderweg diskutiert. Vor allem in Bezug auf den Krieg gegen die *Herero* und *Nama* im einstigen *Deutsch-Südwestafrika* von 1904 bis 1907 – das wohl bekannteste und am häufigsten postkolonial verklärte Kapitel deutscher Kolonialherrschaft in Afrika – hat die Frage nach möglichen Verbindungslinien zwischen Kolonialgewalt und nationalsozialistischer Herrschaft zum Teil heftige Kontroversen entfacht[44].

In der neueren Forschung überwiegt derweil die Ansicht, deutsche *Schutztruppen* hätten hier einen Vernichtungsfeldzug geführt, mit dem Ziel, das gesamte Volk der *Herero* und *Nama* auszurotten. Ergebnis sei ein Völkermord gewesen[45]. Gegen diese bereits 1966 von Horst Drechsler[46] vorgebrachte These hatte sich jahrzehntelang kaum nennenswerter Widerstand[47] geregt; überwiegend apologetische Darstellungen und fehlendes öffentliches Interesse an dieser Thematik trugen ihren Teil dazu bei. Die überaus kritische Darstellung deutscher Kolonialpolitik durch Ralph Giordano in der Ende 1966 ausgestralten WDR-Dokumentation *Heia Safari* löste

holocaustum eine Bezeichung für tierische Brandopfer. Mitte des 12. Jh. wurde auch der Feuertod zahlreicher Menschen bei Brandkatastrophen oder Verbrennungen mit diesem Begriff belegt. Gegen Ende des 19. Jh. wurde er erstmals für Massenmorde an einer Ethnie verwendet und dient seit den 1960er Jahren in den USA sowie seit Ende der 1970er Jahre auch in vielen Staaten Europas als gängiger Begriff für die Vernichtung der europäischen Juden in der Zeit des Nationalsozialismus. Aufgrund seiner religiösen Implikationen findet jedoch seit einigen Jahren auch zunehmend der hebräische Begriff *Shoah* (hebr. „großes Unheil"/„Leiden") Verwendung.

44 Aufmerksamkeit in der Geschichtsschreibung fanden mittlerweile auch andere, über lange Jahre scheinbar vergessene Kolonialkriege, wie der *Maji-Maji-Krieg* im einstigen *Deutsch-Ostafrika* oder der Erste Weltkrieg in den deutschen Kolonien. S. hierzu beispielsweise: Felicitas Becker / Jigal Beez (Hrsg.): Der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika 1905–1907, Berlin 2005; Michael Pesek: Das Ende eines Kolonialreiches. Ostafrika im Ersten Weltkrieg, Frankfurt a. Main u. New York 2010.

45 Zum Terminus *Völkermord* bzw. *Genozid* und damit einhergehenden Diskursen, s. Kapitel 2 dieser Arbeit.

46 Horst Drechsler: Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Der Kampf der Herero und Nama gegen den deutschen Imperialismus 1884–1915, Berlin/Ost 1966 sowie später ders.: Aufstände in Südwestafrika. Der Kampf der Herero und Nama 1904 bis 1907 gegen die deutsche Kolonialherrschaft, Berlin/Ost 1984.

47 Andreas E. Eckl, Maria Fisch, Brigitte Lau, Claus Nordbruch, Karla Poewe, Gunther Spraul und Gert Sudholdt bestreiten, dass es einen solchen Völkermord gab. Vgl. Andreas E. Eckl: „S' ist ein übles Land hier". Zur Historiographie eines umstrittenen Kolonialkrieges. Tagebuchaufzeichnungen aus dem Herero-Krieg in Deutsch-Südwestafrika 1904 von Georg Hillebrecht und Franz Ritter von Epp, Köln 2005; Maria Fisch: Der Caprivizipfel während der deutschen Zeit 1890–1914, Köln 1996; Brigitte Lau: Uncertain Certainties – The Herero-German War of 1904, in: Dies.: History and Historiography. 4 Essays in Reprint, Windhoek 1995, S. 39–52; Claus Nordbruch: Der Hereroaufstand 1904, Stegen am Ammersee 2002; Karla Poewe: The Namibian Herero. A History of Their Psychological Disintegration and Survival, Lewiston 1985; Gunther Spraul: Der Völkermord an den Herero. Untersuchungen zu einer neuen Kontinuitätsthese; in: GWU, 39 (1988), S. 713–739; Gert Sudhold: Die deutsche Eingeborenenpolitik in Südwestafrika. Von den Anfängen bis 1904, Hildesheim u. New York (zugl. Diss. LMU München) 1975.

zwar eine monatelange und mitunter auch recht hitzig geführte Debatte über die eigene Kolonialvergangenheit aus[48]. Gleichwohl vermochte auch diese „kalkulierte Provokation“ die erinnerungskulturelle Gesamtkonstellation in der Bundesrepublik nur kurzzeitig zu beeinflussen[49]. Erst als Namibia zu Beginn der 1990er Jahre die Unabhängigkeit erlangte und die deutsche Bundesregierung wenig später mit ersten Entschädigungsforderungen der *Herero* konfrontiert wurde, gelangte der weitgehend aus dem Bewusstsein entrückte *südwestafrikanische* Krieg hierzulande in die aktuelle Debatte zurück, was zahlreiche wissenschaftliche Tagungen und erfolgreiche Ausstellungen, wie etwa die des Kölner *Rautenstrauch-Joest-Museums*[50], verdeutlichen. Gleichermaßen vollzog sich ein Wandel der deutschen Erinnerungskultur, der diesem „düsteren Kapitel deutscher Geschichte“[51] mehr öffentliches Interesse denn je bescherte und einem Neudruck des britischen *Blaubuchs*[52] im Jahr 2003 wohl auch die guten Verkaufszahlen ermöglichte.

Im September desselben Jahres erschien auch ein viel diskutierter Sammelband von Jürgen Zimmerer und Joachim Zeller mit dem programmatischen Titel „Völkermord in Deutsch-Südwestafrika“[53]. Vor allem Zimmerer, mittlerweile Professor für Afrikanische Geschichte an der Universität Hamburg, vertrat darin

48 Vgl. hierzu den überaus lesenswerten Aufsatz von Eckard Michels: Geschichtspolitik im Fernsehen. Die WDR-Dokumentation „Heia Safari“ von 1966/67, in: VfZ 56,3 (2008), S. 467–492.

49 Michels betrachtet diese Dokumentation als „Beispiel für die Taktik der kalkulierten Provokation“. Diese hätten viele Fernsehjournalisten der 45er Generation Mitte der sechziger Jahre (in einem in den Funkhäusern vorherrschenden liberalen Meinungsklima) angewandt, um die Gesellschaft durch ein kritisches Hinterfragen der politischen Kultur der Bundesrepublik zum Wandel hin zu noch mehr Demokratie zu bewegen und dabei zugleich sich selbst ins Rampenlicht der Öffentlichkeit zu setzen. Ebd., S. 489.

50 Siehe hierzu den sehr schön illustrierten Ausstellungskatalog von Larissa Förster u. a. (Hrsg.): Namibia – Deutschland. Eine geteilte Geschichte. Widerstand, Gewalt, Erinnerung, Wolfratshausen 2004.

51 So die häufig bemühte Aussage des damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog anlässlich des Staatsbesuchs in Namibia, am 06.03.1998, zit. nach: Robert von Lucius: Entschuldigung für „historisches Unrecht“? Herero-Massaker und Kolonialunrecht. Deutschlands Vergangenheit in Afrika, in: FAZ, 01.04.1998, S. 6.

52 Jeremy Silvester / Jan-Bart Gewald (Hrsg.): Words cannot be found. German Colonial Rule in Namibia. An annotated Reprint of the 1918 Blue Book, Leiden u. a. [Nachdruck] 2003 (1918). Jene Veröffentlichung der britischen Regierung, das so genannte *Blaubuch*, war eine gänzlich propagandistisch angelegte Schrift, in welcher die deutsche Kolonialherrschaft schlecht und verbrecherisch dargestellt werden sollte. 1917 hatte der britische Major Thomas Leslie O’Reilly den „Report on the Natives of South West Africa an their Treatment by Germany“ verfasst, womit beschrieben und belegt werden sollte, welche deutschen Gräueltaten sich von 1904 bis 1908 ereignet haben. Die Anschuldigungen wurde auf der „Locarno-Konferenz“ 1925 weitgehend zurückgenommen. 1926 wurden nahezu alle Exemplare im Auftrag der britischen Regierung vernichtet. Vgl. hierzu: Winfried Speitkamp: Deutsche Kolonialgeschichte, Stuttgart 2005, S. 156f. sowie Jörg Schildknecht: Bismarck, Südwestafrika und die Kongokonferenz. Die völkerrechtlichen Grundlagen der effektiven Okkupation und ihre Nebenpflichten am Beispiel des Erwerbs der ersten deutschen Kolonie, Münster 2000, S. 309f.

53 Jürgen Zimmerer / Joachim Zeller (Hrsg.): Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen, Berlin 2003.

dezidiert die Völkermordthese[54] und sprach, anknüpfend an Drechsler und den *United Nations Whitaker Report on Genocide*[55] von 1985, vom „ersten deutschen Genozid“[56]. In Anlehnung an Arbeiten von Sven Lindquist und Susanne Zantop[57] sowie neuere Studien von Eric D. Weitz und Dirk Moses[58] zu den Zusammenhängen kolonialer und innereuropäischer Gewaltpraxis charakterisierte Zimmerer den Krieg des jungen Kaiserreichs gegen die indigenen Völker Namibias zudem als „Vorgeschichte des Holocaust[s]“, als ein „Menetekel vom Beginn des 20. Jahrhunderts“[59] für all das, was noch kommen sollte. In seiner Argumentationskette erschienen so die Kolonialgeschichte im Allgemeinen und dieser Krieg im Besonderen als „wichtige[r] Ideengeber“ für die spätere Kriegführung in Osteuropa und die deutsche Obsession für „Raum“ und „Rasse“[60].

Neben Zimmerer – angesichts zahlreicher Beiträge in Fachzeitschriften, Sammelbänden und Tageszeitungen zweifellos einer der engagiertesten Vertreter dieser Thesen – bewerteten auch andere Wissenschaftler das deutsche Kolonialmassaker an den *Herero* und *Nama* als einen Genozid; darunter etwa Jan-Bart Gewald, Henning Melber, Dominik Schaller, Wolfgang Benz und der unlängst verstorbene Trutz

54 Jürgen Zimmerer: Krieg, KZ und Völkermord in Südwestafrika, in: Ders./Zeller: Völkermord, S. 26–44; s. auch ders.: Deutsche Herrschaft über Afrikaner. Staatlicher Machtanspruch und Wirklichkeit im kolonialen Namibia, Münster 2001 (zugl. Diss. Univ. Freiburg i. Br. 2000).

55 Ein Abdruck des UN-Dokuments findet sich auf der Internetseite: www.preventgenocide.org/prevent/UN docs/whitaker/section4.htm [Zugriff: 23.09.2013].

56 Zimmerer: Krieg, KZ und Völkermord, S. 45 sowie ders.: Deutschlands erster Genozid, in: der überblick, 40,1 (2004), S. 83–86, hier S. 83.

57 Sven Lindquist: Exterminate All the Brutes, London 1997; ders.: Durch das Herz der Finsternis. Ein Afrika-Reisender auf den Spuren des europäischen Völkermords, Frankfurt a. Main u. New York 1999; Susanne Zantop: Colonial Fantasies. Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany 1770–1870, Durham 1997, hier S. 16.

58 Mark Levene: Genocide in the Age of the Nation-State, 2 Bde., London u. New York 2005; Eric D. Weitz: A Century of Genocide. Utopias of Race and Nation, Princeton 2003; Dirk A. Moses: Conceptual Blockages and Definitional Dilemmas in the „Racial Century“. Genocides of Indigenous Peoples and the Holocaust, in: Patterns of Prejudice, 36 (2002), S. 7–36; Dan Stone: The Historiography of Genocide. Beyond „Uniqueness“ and Ethnic Competition, in: Rethinking History, 8 (2004), S. 127–142. Siehe auch: Mark Mazower: After Lemkin. Genocide, the Holocaust and History, in: Jewish Quarterly, 5 (1994), S. 5–8; Gavriel D. Rosenfeld: The Politics of Uniqueness. Reflections on the Recent Polemical Turn in Holocaust and Genocide Scholarship, in: Holocaust and Genocide Studies, 13 (1999), S. 28–61.

59 Zimmerer: Krieg, KZ und Völkermord, S. 45 und S. 63.

60 Jürgen Zimmerer: Colonialism and the Holocaust. Towards an Archeology of Genocide, in: A. Dirk Moses (Hrsg.): Genocide and Settler Society. Frontier Violence and Stolen Indigenous Children in Australian History, New York 2004, S. 49–76, hier S. 68; ders.: Die Geburt des „Ostlandes“ aus dem Geiste des Kolonialismus. Ein postkolonialer Blick auf die NS-Eroberungs- und Vernichtungspolitik, in: Sozial.Geschichte. Zeitschrift für die historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts, 1 (2004), S. 10–43. Siehe auch: Ders.: Holocaust und Kolonialismus. Beitrag zu einer Archäologie des genozidalen Gedankens, in: ZfG, 12 (2003), S. 1098–1119; ders. / Benjamin Madley: From Africa to Auschwitz. How German South West Africa Included Ideas and Methods Adopted and Developed by the Nazis in Eastern Europe, in: European History Quarterly, 33 (2005), S. 429–464.

von Trotha[61]. Zimmerers weiterführende Annahme eines direkten und kausalen[62] Zusammenhangs zwischen Kolonialverbrechen und nationalsozialistischer Vernichtungspolitik, einer Verbindungslinie „von Windhuk nach Auschwitz“[63], teilten sie jedoch nicht. Dessen unbeschadet fand die Annahme einer solchen kolonialen Kontinuität in letzter Zeit sowohl internationale wie auch interdisziplinäre Zustimmung. Für Michael Brumlik, einen Erziehungswissenschaftler an der Universität Frankfurt, beispielsweise gewinnt die „Vorbildfunktion der deutschen Kolonialkriege“ für die nationalsozialistische Vernichtungspolitik „immer stärker an Plausibilität“[64]. Dahingegen wurden Gesine Krüger, Robert Gerwarth, Stephan Malinowski und insbesondere Birthe Kundrus in den letzten Jahren nicht müde, auf strukturelle Mängel dieser Kontinuitätsthese hinzuweisen[65].

Auch Hull zeigt sich in ihrer eingangs erwähnten, viel beachteten Arbeit, mit Blick auf mögliche Kontinuitäten deutscher Militärkultur bis hin zum *Dritten Reich*, eher zurückhaltend. Doch vor allem Kundrus, lange Jahre Wissenschaftliche Mitar-

61 Reinhart Kößler / Henning Melber: Vergangenes in der Gegenwart. Kontinuitäten des Deutschen Kolonialismus, in: iz3w, 275 (2004), S. 22–26; Henning Melber: Kontinuitäten totaler Herrschaft: Völkermord und Apartheid in „Deutsch-Südwestafrika“, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung, 1 (1992), S. 91–116.

62 Zimmerer, der seine Thesen in neueren Beiträgen präzisiert und sich teilweise von seiner ursprünglichen Argumentation distanziert hat, verwehrt sich ausdrücklich, seine Ausführungen auf eine „ebenso plakative wie polemische Formel von der Kausalität“ zu reduzieren. Ders: Nationalsozialismus postkolonial. Plädoyer zur Globalisierung der deutschen Gewaltgeschichte, in: ZfG, 57,6 (2009), S. 529–548, hier S. 536. Gleichwohl muss festgehalten werden, dass sein sprachlich pointierter und inhaltlich zugespitzter Interpretationsansatz aus dem Jahr 2003 durchaus einen kausalen Zusammenhang suggeriert, wenn dort behauptet wird, dass der Feldzug gegen die Herero „paradigmatisch für den nationalsozialistischen Vernichtungskrieg“ gewesen und „selbst die Ermordung der Juden“ ohne die kolonialen Vorstufen „wohl nicht möglich“ gewesen sei. Ders./Zeller: Völkermord, S. 1116 u. S. 1119. Vgl. hierzu auch: Zimmerer: Krieg, KZ und Völkermord, S. 62f.; ders.: Die Geburt des „Ostlandes“, S. 29 sowie ders.: Colonialism, S. 68. Plakativ formuliert Zimmerer auch weiterhin, wenn er schreibt: „Eine Verbindung zwischen kolonialer und nationalsozialistischer Mordpraxis darf es jedoch nicht gegeben haben, denn diese These von den vorläuferlosen nationalsozialistischen Verbrechen rettet die deutsche Nationalgeschichte vor 1933.“ Ders: Von Windhuk nach Auschwitz. Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust, Münster 2007, S. 41.

63 Jürgen Zimmerer: Kein Sonderweg im „Rassenkrieg“. Der Genozid an den Herero und Nama 1904–08 zwischen deutschen Kontinuitäten und der Globalgeschichte der Massengewalt, in: Sven Müller / Cornelius Torp (Hrsg.): Das Deutsche Kaiserreich in der Kontroverse, Göttingen 2009, S. 323–340.

64 Michael Brumlik: Das Jahrhundert der Extreme, in: Irmtrud Wojak / Susanne Meinl (Hrsg.): Völkermord und Kriegsverbrechen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Frankfurt a. Main 2004, S. 19–36, hier S. 28.

65 Birthe Kundrus: Kontinuitäten, Parallelen, Rezeptionen. Überlegungen zur „Kolonialisierung“ des Nationalsozialismus, in: Werkstatt Geschichte, 43 (2006), S. 45–62; Pascal Grosse: What Does German Colonialism Have to Do With National Socialism? A Conceptual Framework, in: Eric Ames (Hrsg.): Germany’s Colonial Pasts, Lincoln 2005, S. 115–134; Robert Gerwarth / Stephan Malinowski: Der Holocaust als „kolonialer Genozid“? Europäische Kolonialgewalt und nationalsozialistischer Vernichtungskrieg, in: Geschichte und Gesellschaft, 33 (2007), S. 439–466.

beiterin am Hamburger Institut für Sozialforschung und – wie Zimmerer – seit 2010 Professorin an der dortigen Universität, bestreitet mit analytischem und methodischem Nachdruck, dass die nationalsozialistische Eroberungs- und Vernichtungspolitik in der Tradition des europäischen Kolonialismus stehe. Schon in ihrer 2003 veröffentlichten Habilitationsschrift[66] sowie einem wenig später von ihr herausgegebenen Sammelband[67] sprach sie sich klar gegen die Vorstellung einer „Protofaschisierung der wilhelminischen Gesellschaft“[68] aus – wofür sie von Zimmerer unter anderem mit einer an Verriss grenzenden Rezension in der *Süddeutschen Zeitung* bedacht wurde[69].

Die Brisanz und Schärfe, mit der diese Debatte zuweilen (nicht nur unter Graduierten) geführt wird, sind unübersehbar; geht es doch letztlich um die Deutungshoheit in Kernfragen der neueren europäischen Geschichte und den „zentralen Fluchtpunkt“ der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, den Holocaust, sowie – nicht zuletzt – dessen Singularität, so Andreas Eckert. Der Forschung war das quantitativ keinesfalls abträglich. Schließlich haben besagte Thesen nicht nur die Debatte über Implikationen und Folgen der (eigenen) kolonialen Vergangenheit deutlich belebt und der deutschen Kolonialhistoriografie, die lange Zeit in einem „Dornröschenschlaf“ zu verharren schien oder lediglich als „Anhängsel der Geschichte des Kaiserreichs“[70] betrachtet wurde, neues Interesse beschert. Sie beförderten auch die internationale und interdisziplinäre Diskussion darüber, ob und auf welche Weise koloniale Gewalterfahrungen und Gewaltpraktiken Einfluss auf die Kriege des 20. Jahrhunderts nahmen. Daher tut man Forschern wie Zimmerer, der seit Jahren zu den exponiertesten und respektabelsten Beiträgern in der Debatte über die Neubewertung des deutschen Kolonialismus und dessen Auswirkungen gezählt werden kann, natürlich unrecht, wenn man ihre Ansätze als unnütz abtut[71] oder ihre Thesen „im besten Fall aus Ignoranz, im schlimmsten Fall aus Eurozentrismus und Kolonialapologetik gespeiste[r] reflexartige[r] Pauschalzurückweisung jeglicher postkolonialer Perspektive auf die Geschichte des Dritten Reiches“[72] verschmäht [73].

66 Birthe Kundrus: Moderne Imperialisten. Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien, Köln u. a. 2003.

67 Birthe Kundrus (Hrsg.): Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus, Frankfurt a. Main 2003.

68 Horst Gründer (Rez.): Birthe Kundrus: Moderne Imperialisten. Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien, Köln 2003, in: HZ, 278 (2004), S. 501–502, hier S. 501.

69 Siehe: Jürgen Zimmerer: Igel nach Windhoek tragen. Die deutsche Kolonialgeschichte. Ein Reich entstand nicht, aber dafür umso mehr Wille und Vorstellung, in: SZ, 08.09.2003, S. 14.

70 Andreas Eckert: Im Reich der Phantasie. Eigenarten des Kolonialismus der verspäteten Nation, in: FAZ, 21.11.2001, S. 6. Siehe auch: Gesine Krüger: Vergessene Kriege: Warum gingen deutsche Kolonialkriege nicht in das Historische Gedächtnis der Deutschen ein? in: Dieter Langewiesche / Nikolaus Buschmann (Hrsg.): Zur Rolle des Krieges in Gründungsmythen, Berlin 2003, S. 120–137.

71 Dieser Vorwurf stammt von Andreas Eckl, ehem. Mitarbeiter am Institut für Diaspora- und Genozidforschung der Ruhr-Universität Bochum. Ebd: „S’ ist ein übles Land hier“, S. 16.

72 Zimmerer: Nationalsozialismus postkolonial, S. 530.

Allerdings muss entgegengehalten werden, dass ein mit Vehemenz gefordertes Nachdenken über die Beziehung zwischen Kolonialismus und Nationalsozialismus ohne eurozentrische Scheuklappen – auch hierzulande – durchaus stattfindet. Und eine „postkoloniale Perspektive" auf die Geschichte des Dritten Reiches wird dabei nicht einfach abgetan, sondern mehrheitlich abgelehnt. Zu Recht, denn derartige Kontinuitätskonstruktionen werfen zwar zum Teil sehr interessante Fragen auf, doch sie sind weder konsistent, noch ordnen sie das historische Geschehen in sinnvoller Weise; vielmehr verengen sie es auf eine *deutsche* Perspektive.

1.3 ZU DEN VERGLEICHSFÄLLEN. ANSATZ, FRAGESTELLUNG UND AUSWAHL

Die Frage, *wie* es im Rahmen imperialer Expansionspolitik zu einer eklatanten Entgrenzung der Gewalt, zum „Verlust der Menschlichkeit"[74] kommen konnte, lässt sich – eine für das Entstehen dieser Arbeit konstitutive Annahme – aus *diachroner* Perspektive, also dem gerne und häufig angestrengten Vergleich mit dem Holocaust, nicht hinreichend beantworten. Sinnvoll und zweckdienlicher erscheint ein Vergleich auf *synchroner* Ebene, weil Verlauf und Strukturen von Massentötungen nur bestimmbar sind, wenn man den Holocaust nicht als paradigmatischen Fall betrachtet. Mithin sollten andere, mehr oder minder *gleichzeitige* Fälle von entgrenzter und extremer Gewalt, von Rassismus, Entrechtung, Vertreibung und Ausrottung Indigener in Augenschein genommen und Parallelen gesucht werden.
Diese Untersuchung befasst sich daher mit zwei Ereignissen inmitten einer Zeit imperialer und kolonialer Machtentfaltung – als rivalisierende Projekte des *Nation-Building* und der Bevölkerungspolitik geradezu kulminierten[75]: der Politik (*in facto* den Kriegen) der Vereinigten Staaten gegenüber den indigenen Völkern der Plains von 1854 bis 1877 sowie den deutschen Kriegen gegen die indigenen Völker *Südwestafrikas* von 1894 bis 1907.

Die Beschränkung des Untersuchungsgegenstandes auf eben diese beiden Konflikte im Dienste der Expansion des westlichen „Weltsystems", rechtfertigt sich durch eine spezifische, enge Bündelung von Charakteristika, welche als para-

73 Zimmerer, der den Essay von Robert Gerwarth und Stephan Malinowski (s. Anm. 65) als überzogene Polemik gegen sich verstand und ein sonderbares Verständnis wissenschaftlicher Diskussionskultur beklagte, steht mit eigener Polemik indes nicht zurück. Das zeigt beispielhaft seine Besprechung des von Horst Gründer und Gisela Graichen herausgegeben Begleitbandes [Dies.: Deutsche Kolonien. Traum und Trauma, München 2005] zur dreiteiligen ZDF-Dokumentation „Deutsche Kolonien" [Erstausstrahlung im November 2005]. Siehe: Jürgen Zimmerer: „Warum nicht mal 'nen Neger? Menschenfresser und barbusige Mädchen: Ein ZDF-Film und ein Buch verkitschen und verharmlosen den deutschen Kolonialismus in skandalöser Weise", in: SZ, 23.11.2005.

74 Alain Finkielkraut: Verlust der Menschlichkeit. Versuch über das 20. Jahrhundert, Stuttgart 1998.

75 Vgl. hierzu: Wolfgang Reinhard (Hrsg.): Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außereuropäische Machtprozesse, München 1999.

digmatisch für kriegerische Auseinandersetzungen zwischen Kolonialherren und indigener Bevölkerung gesehen werden können[76]. Sowohl die *Westward Expansion* der Vereinigten Staaten, das heißt die sukzessive Erschließung und Besiedlung des „Wilden Westens" in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie auch die Inbesitznahme *Südwestafrikas* als deutsche Siedlungskolonie zum Ende des 19. Jahrhunderts, repräsentieren eine gewaltsame Usurpation von Land und Ressourcen. Resultat war letztlich in beiden Fällen die systematische Zerstörung indigener Lebensgrundlagen sowie deren ökonomischer und kultureller Infrastruktur.

Die deutsche Kolonialmacht hatte seit 1894 versucht, ihren bis dato rein nominellen Machtansprüchen in *Südwestafrika* durch eine forcierte Entsendung von Truppen auch *tatsächliche* Geltung zu verschaffen. Innerhalb nur kurzer Zeit unterwarfen sich fast alle indigenen Gruppen – unter ihnen die *Herero* und *Nama*, nicht aber die *Ovambo* im bislang unerschlossenen Norden des Landes[77] – und *Südwestafrika* avancierte alsbald zur (einzigen) deutschen Siedlungskolonie. Einen Wendepunkt brachte die 1896/97 im südlichen Afrika ausgebrochene Rinderpest[78]. In einigen Gebieten starben bis zu 90% der Herden, was zu einer Verarmung der seit Jahrzehnten auf Viehhaltung ausgerichteten, halbnomadischen *Herero* führte und einer soziokulturellen Katastrophe gleichkam. Da sie nun kaum mehr Vieh als Tauschmittel einsetzen konnten, waren sie fortan zu Lohn- und Gartenarbeit für weiße Siedler gezwungen, welche ihrerseits erfolgreich Viehzucht betrieben und immer mehr Land forderten. Als sich die nur wenige hundert Mann starke *Schutztruppe* im Süden des Landes befand, brach Anfang 1904 – mitten in der Regenzeit – ein gewaltsamer Aufstand der Herero los. Trotz zahlreicher Truppen- und Materialentsendungen in den folgenden Wochen und Monaten gelang es der deutschen Seite nicht, die *Herero* entscheidend zu schlagen. Stattdessen hatte man unerwartet hohe Verluste zu beklagen und musste sich *nolens volens* eingestehen, dass dies ein veritabler Krieg war, dessen rasche Bewältigung immer mehr zu einer

76 Diese Arbeit stützt sich dabei methodisch und begrifflich auf die neueren Untersuchungen von Dierk Walter. Vgl.: Ders.: Imperialkriege. Begriff, Erkenntnisinteresse, Aktualität, in: Tanja Bührer u. a. (Hrsg.): Imperialkriege von 1500 bis heute. Strukturen – Akteure – Lernprozesse, Paderborn 2011, S. 1–29. Ders.: Gewalt, Gewaltentgrenzung und die europäische Expansion. Editorial, in: Mittelweg 36, 21,3 (2012), S. 3–18.

77 Ab 1899 wurden einige Erkundungsreisen in das *Ovambo*-Land unternommen. Auch eine Eroberung war mehrfach angedacht, doch das Auswärtige Amt entschied sich letztlich dagegen. Zur Situation der *Ovambo* unter der deutschen Kolonialherrschaft siehe: Hans Schinz: Deutsch-Südwest-Afrika. Forschungsreisen durch die deutschen Schutzgebiete Gross-Nama- und Hereroland, nach dem Kunene, dem Ngami-See und der Kalahari, Bremen [Nachdruck] 2012 (1891), S. 230–322 sowie Dominik J. Schaller: Am Rande des Krieges. Das Ovambo-Königreich Ondonga, in: Zimmerer/Zeller: Völkermord, S. 134–141.

78 Die Rinderpest gehört zu den ältesten bekannten Tierseuchen. „Infizierte Tiere leiden an Fieber und Durchfall, ihre Schleimhäute an Maul, Nase und Augen entzünden sich, sie werden apathisch. Viele Tiere sterben, bei der schwersten der der vier Verlaufsformen siechen sie sogar innerhalb von nur zwei bis drei Tagen dahin. Zudem ist die Rinderpest hochansteckend". Franziska Badenschier: Rinderpest. Ausgerottet, aber kaum erforscht, in: Spektrum der Wissenschaft, 31.07.2013, URL: https://www.spektrum.de/alias/rinderpest/ausgerottet-aber-kaum-erforscht/1202499 [Zugriff: 03.04.2019].

Prestige-Angelegenheit des jungen Kaiserreichs wurde, spätestens mit Kriegseintritt der *Nama* Ende 1904.

Wie die Kriege gegen *Herero* und *Nama* von 1904 bis 1907, so reihten sich auch die *Plains Indian Wars*, also die im Wesentlichen von Anfang der 1860er bis Mitte der 1870er Jahre geführten Kriege der USA gegen die indigenen Völker Nordamerikas, in eine Kette militärischer Konflikte. In den Great Plains hatte sich die Situation im Zuge des Amerikanischen Bürgerkrieges grundlegend gewandelt. Mit der Kapitulation der Südstaaten im Jahre 1865 und dem Sieg des Nordens in diesem Staatsbildungskrieg wurden Kräfte freigesetzt, welche *The Winning of the American West* nunmehr als gemeinsame, nationale Aufgabe erscheinen ließ. Soldaten und Offiziere, die vor kurzem noch im Bürgerkrieg eingesetzt waren, wurden nun in den Westen geschickt. Zugleich wurde die zuletzt sehr erfolgreich praktizierte Strategie des totalen Krieges auf die Kriegführung gegen die indigenen Völker der Plains übertragen. Allen voran Lieutenant General Philip H. Sheridan, seit 1866 Kommandeur der Streitkräfte im Westen, war ein vehementer Verfechter dieser Strategie[79]. Als in den 1870er Jahren Berichte über Goldfunde in den Black Hills – einem heiligen Ort der *Lakota*, dessen Besitz ihnen noch 1868 vertraglich zugesichert worden war – die Runde machten, und tausende weißer Siedler und *Adventurers* auf den *Trails* in Richtung Westen strömten, kam es zu einem letzten großen Aufbäumen der letzten freien indigenen Gruppen, die sich um *Crazy Horse*[80] und *Sitting Bull*[81] scharten. Trotz einzelner indigener Erfolge – unter anderem gegen das 7. Kavallerie Regiment in der berühmten Schlacht am *Little Big Horn* – wurden die Indigenen letztlich vernichtend geschlagen. *Crazy Horse* ergab sich mit seiner Gruppe im Mai 1877, womit die Kriege in den nördlichen *Plains* praktisch beendet waren. Nach einigen weiteren Winterkampagnen der US-Armee stellten sich im Juli 1881 schließlich die letzten *Lakota*-Krieger unter *Sitting Bull*, welche zuvor nach Kanada geflohen waren.

Diese beiden Expansionsprozesse basierten in hohem Maße auf organisierter und individueller Gewalt – tatsächlich angewandter und angedrohter. Bestimmendes Merkmal dieser Gewalt war ihre zeitliche, räumliche und vielfach auch rechtliche Entgrenzung. Sie war außerdem hochgradig asymmetrisch und in komplexer Weise transkulturell. Geprägt war sie zudem – das zeigen die einträglichen Unter-

79 „I want you to be bold, enterprising, and all times full of energy, when you begin, let it be a campaign of annihilation, obliteration and complete destruction. […] I think you understand what I want done, and the way you should employ your force." LtGen. Sheridan an Col. Ranald S. Mackenzie, 12.04.1873, zit. nach: Robert G. Carter: On the Border with Mackenzie, or Winning West Texas from the Comanches, New York 1935, S. 416f.

80 Crazy Horse (ca. 1839–1877), eigentl. *Tȟašúŋke Witkó*, war ein Anführer der *Oglala* (*Oglala-Teton-Lakota*). Vgl. weiterführend: Catherine Price: The Oglala People, 1841–1879. A Political History, Lincoln 1998 sowie insbesondere: Kingsley M. Bray: Crazy Horse. A Lakota Life, Norman 2006. Sehr lesenswert ist auch die vor einigen Jahren in dt. Übersetzung erschienene Biografie des Pulitzer-Preisträgers Larry McMurtry: Crazy Horse, übersetzt von Michael Mundhenk, Berlin 2005.

81 Sitting Bull (ca. 1831–1890), eigentl. *Tȟatȟáŋka Íyotake*, war Anführer und *Schamane* der *Hunkpapa* (*Hunkpapa-Lakota*). Vgl. weiterführend: Robert M. Utley: The Lance and the Shield: The Life and Times of Sitting Bull, New York ^{2}1994.

suchungen von Dierk Walter zur organisierten Gewalt in der europäischen Expansion[82] – von der Peripheriesituation – „weiter Raum, Machtprojektion auf große Distanzen, Unkontrollierbarkeit von der Zentrale aus". Und schließlich war sie „essenziell politisch, da es eine klare Trennung von Krieg und Frieden nicht gab"[83].

Mittels begriffs- und diskursanalytischer Herangehensweise wird hier zunächst der Frage nachgegangen, ob man in diesen Fällen entgrenzter Gewalt in der kolonialen Peripherie bzw. Räumen begrenzter Staatlichkeit, von *Genoziden* an der indigenen Bevölkerung sprechen kann, wie es in der deutschen und amerikanischen Historiografie heute zumeist der Fall ist – wobei kanadische und US-amerikanische Forscher schon sehr viel länger und zumeist auch unbefangener mit diesem Terminus hantieren. Diese Studie will also, im Anschluss an eine genaue Analyse der Konflikte, zunächst den Wert und die Tragfähigkeit des Genozidkonzepts erschließen, um sich abschließend den Konfliktmustern und Gründen für die besondere Brutalität zu widmen. Es wird dabei nach verallgemeinerbaren, typischen Charakteristika gesucht, welche beschrieben, benannt und in ihrer wechselseitigen Bedingtheit analysiert werden sollen**.**

Um das zu erreichen, bedient sich diese Arbeit in erster Linie der Methode des Vergleichs, denn dieser ermöglicht es, einzelne Ereignisfaktoren isoliert zu betrachten, sie also aus der historischen Perspektive zu lösen und somit Unterschiede und Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten. Natürlich ist diese Gegenüberstellung hierin reduktionistisch angelegt; schließlich muss sich ein Vergleich auf möglichst wenige, eindeutige Variablen konzentrieren. Die Kontrastierung der beiden Vergleichsfälle wird sich also darauf beschränken, die hier einleitend genannten Fragen zu stellen, um diesen in möglichst systematischer Form nachzugehen. Es sollen Aspekte herausgestellt werden, die bislang nicht in den Blick genommen oder weitgehend übersehen wurden – jedoch ohne auf die erforderliche Differenzierung zu verzichten.

Das Ziel ist eine vergleichend angelegte Strukturanalyse, keine deskriptive Nachverfolgung generalisierter Eigenschaften (wie etwa einer spezifischen „Ausrottungsmentalität") und auch keine bis ins letzte Detail gehende Aufarbeitung der Geschehnisse – wenngleich im Falle *Südwestafrikas* durchaus Punkte angerissen werden sollen, die in der Forschung bisweilen ausgeblendet oder etwas zu „ergebnisorientiert" interpretiert wurden. Letztlich werden – auch unter Einbeziehung soziologischer und sozialpsychologischer Paradigmen – Typisierungen entwickelt, die als Instrument dafür dienen können, Ursachen – abseits vom reinen Ereignisverlauf – expliziter zu erfassen und zu unterscheiden.

Diese Studie versteht sich damit in ihrem Schwerpunkt als Beitrag zu der im Laufe des vergangenen Jahrzehnts durch Arbeiten von Dirk Moses, Mark Levene, Dan Stone, Jürgen Zimmerer, Boris Barth, Dierk Walter, Ben Kiernan u. a. neu in

82 Dierk Walter: Kein Pardon. Zum Problem der Kapitulation im Imperialkrieg, in: Mittelweg 36, 21,3 (2012), S. 90–111; ders.: Organisierte Gewalt in der Europäischen Expansion. Gestalt und Logik des Imperialkrieges, Hamburg 2014; ders.: Gewalt, S. 3–18.

83 Dierk Walter: Projektbeschreibung: Imperialkrieg: Organisierte Gewalt in der europäischen Expansion (Stand: 2012), URL: www.his-online.de/forschung/imperialkrieg [Zugriff: 10.04.2014].

Gang gekommenen Forschungsdiskussion um den besonderen Charakter kolonialer bzw. imperialer Gewalt[84].

Die *US-Indian-Policy* in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, während und nach dem *Civil War* bis hin zur nahezu abschließenden Unterwerfung der *Sioux*[85] im Jahr 1877, wurde in diesem Bezugsrahmen bis dato kaum vergleichend in Augenschein genommen. Zwar existieren etliche, mitunter ausgezeichnete Studien zu den schillernden, oft schon legendären Gestalten dieser Zeit; darunter etwa Michael Fellmans und Robert G. Athearns Biografien zu William T. Sherman[86] oder die neueren Arbeiten von Michael A. Elliot und Louise Barnett zu George Armstrong Custer[87] – der schon zu Lebzeiten ein begnadeter Selbstdarsteller und Liebling der Presse war und nach seinem mythenumwobenen Tod in der Schlacht am Little Bighorn zur wahren Ikone der amerikanischen Populärkultur avancierte. Auch bieten Arbeiten wie die Russel Thorntons[88], Francis Jennings[89], Robert Utleys[90], James Wilsons[91], Robert Berkhofers[92] oder Brian W. Dippies[93] einen umfassenden, zum

84 A. Dirk Moses (Hrsg.): Genocide an Settler Society. Frontier Violence and Stolen Indigenous Children in Australian History, New York u. a. 2005; ders.: Conceptual Blockages and Definitional Dilemmas in the „Racial Century". Genocides of Indigenous Peoples and the Holocaust, in: Patterns of Prejudice, 36 (2002), S. 7–36; Boris Barth: Genozid. Völkermord im 20. Jahrhundert. Geschichte. Theorien. Kontroversen, München 2006; Levene: Genocide; Stone: Historiography of Genocide; Walter: Gewalt.

85 Außen vor bleibt hier das letzte Aufbäumen einzelner Gruppen sowie die zweite Welle der so genannten *Ghost Dance*- bzw. „Geistertanz-Bewegung". Diese Revitalisierungs- und Erlösungsbewegung, welche sich in zwei Wellen in den 1870ern und gegen Ende der 1880er Jahre ausbreitete, fand am 29.12.1890 in einem Massaker des 7. US-Kavallerie-Regiments an den Männer, Frauen und Kindern der *Minneconjou Lakota* unter *Spotted Elk* (mitunter auch: *Big Foot*), am Wounded Knee Creek in der Pine Ridge Reservation (South Dakota), ihr blutiges und unumstößliches Ende. Ausführliche Informationen zur „Geistertanz-Bewegung" bietet die Studie des Ethnologen Russell Thornton: We Shall Live Again. The 1870 and 1890 Ghost Dance Movements as Demographic Revitalization, Cambridge 1986. Zum Schicksal der *Lakota* siehe auch: Dee Alexander Brown: Bury My Heart at Wounded Knee. An Indian History of the American West, New York u. a. 1970 [in dt. Übersetzung: Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses, München 1972].

86 Michael Fellman: Citizen Sherman: A Life of William Tecumseh Sherman, New York 1995; ders. (Hrsg.): Memoirs of General W. T. Sherman, New York 2000; Robert G. Athearn: William Tecumseh Sherman and the Settlement of the West, Norman 1956.

87 Michael A. Elliott: Custerology. The Enduring Legacy of the Indian Wars and George Armstrong Custer, Chicago u. London 2007; Louise Barnett: Touched by Fire: The Life, Death, and Mythic Afterlife of George Armstrong Custer, Lincoln u. London 2006.

88 Russell Thornton: American Indian Holocaust and Survival. A Population History since 1492, Norman 1987.

89 Francis Jennings: The Invasion of America. Indians, Colonialism and the Cant of Conquest, New York u. London 1976.

90 Robert M. Utley: The Indian Frontier, 1846–1890, Albuquerque ^{2}2003 (1984).

91 James Wilson: The Earth Shall Weep. A History of Native America, New York 1998 [in dt. Übersetzung: Und die Erde wird weinen. Die Indianer Nordamerikas – ihre Geschichte, ihre Spiritualität, ihr Überlebenskampf, München u. Wien 2001].

92 Robert F. Berkhofer: The White Man's Indian, New York 1978.

93 Brian W. Dippie: The Vanishing American. White Attitudes and U.S. Indian Policy, Middletown 1982.

Teil auch sehr quellenreichen Einblick in die Vertreibung, Entrechtung und Ausrottung der indigenen Völker Nordamerikas. Doch sie alle betrachten die Geschehnisse – den „American Indian Holocaust", wie Russel Thornton sein 1987 erschienenes Werk programmatisch betitelte[94] – vor allem aus anthropologischer und ethnologischer, aus militär- oder nationalgeschichtlicher Perspektive[95]. Und obwohl gerade Francis Paul Prucha und Robert Utley mit zahlreichen, bemerkenswerten Studien und Quelleneditionen zum *Amerikanischen Westen* und der *Indian Policy* wertvolle Pionierarbeit geleistet haben[96], steckt eine über national- und militärgeschichtliche Aspekte hinausreichende Suche nach den Ursachen der entgrenzten, imperialen Gewalt gegen die indigenen Völker der Plains, nach den Strukturen, nach den spezifischen Motivationen oder Intentionen noch immer in Kinderschuhen[97]. Vergleichende historische Analysen der *Plains Indian Wars* in den Jahrzehnten nach 1860 mit ähnlichen Kriegen gegen Indigene seitens anderer imperialer Mächte sind bis dato ein Desiderat[98].

Dies hat offenkundig verschiedene Gründe. Zum einen werden Betrachtungen der Konflikte mit den Indigenen der Plains meist in eine Gesamtschau der Entrechtung, Vertreibung und Ausrottung *aller* Indigenen Amerikas seit 1492 eingebettet und in meist narrativer Breite unter die Kategorie eines sich über Jahrhun-

94 Der in Los Angeles (University of California) lebende Anthropologe ist Angehöriger der *Cherokee*, der größten noch existierenden indigenen Volksgruppe Nordamerikas.

95 Zu nennen sind hier sicherlich die (reich bebilderten) Publikationen von Osprey Publishing: Clayton Chun: US Army in the Plains Indian Wars 1865–91, Oxford 2004; Philip Katcher: US Cavalry on the Plains 1850–90, Oxford 1985, Peter Panzeri: Little Big Horn 1876. Custer's Last Stand, Oxford 1995.

96 Zu seinen wichtigsten und wiederholt aufgelegten Werken zählen: The Last Days of the Sioux Nation. New Haven 1963; The Indian Frontier, 1846–1890, Albuquerque 1984; Frontiersmen in Blue. The United States Army and the Indian, 1848–1865, Lincoln u. a. 1967; Frontier Regulars. The United States Army and the Indian, 1866–1891, New York 1973. Eine kommentierte und illustrierte Liste seiner Publikationen findet sich auf Utleys Webseite. URL: www.robertutley.net/books.html [Zugriff: 04.09.2013].

97 Eine Aufarbeitung ist allenfalls auf lokaler und regionaler Ebene durch verschiedene Historical Societies zu erkennen, z. B. die Kansas Historical Society [kshs.org] oder die Oklahoma Historical Society [okhistory.org].

98 Eine bemerkenswert Ausnahme stellt die 2004 erschienene und über 500 Seiten starke Studie des US-amerikanischen Soziologen Michael Mann (University of California) zu den Zusammenhängen von Demokratisierungsprozessen und dem Risiko ethnischer Säuberungen dar – deren Lektüre wesentlich zur Konzeptionierung der hier vorliegenden Arbeit beitrug. Manns Untersuchungsrahmen ist sehr weit gesteckt und umfasst das gesamte 20. Jahrhundert. Um Zusammenhänge zwischen kolonialer Gewalt und den Genoziden im Europa des 20. Jahrhunderts zu verdeutlichen, setzt er eingangs auch die *Indian Wars* mit den Kriegen in *Südwestafrika* in Bezug – ohne jedoch näher auf die gewählten Fallbeispiele einzugehen. Siehe: Ders.: The Dark Side of Democracy. Explaining Ethnic Cleansing, Cambridge 2005 [in dt. Übersetzung: Die dunkle Seite der Demokratie. Eine Theorie der ethnischen Säuberung, Hamburg 2007, S. 160–165]. Der Berliner Historiker Michael Schwartz hat diese Thesen in seiner überzeugenden Studie zu ethnischen Säuberungen in der Moderne aufgegriffen. Siehe: Ders.: Ethnische „Säuberungen" in der Moderne. Globale Wechselwirkungen nationalistischer und rassistischer Gewaltpolitik im 19. und 20. Jahrhundert, München 2013, S. 189–220.

derte hinziehenden Völkermordes an *allen* Indigenen Amerikas subsumiert[99] – wenngleich Akteure und Konflikte vor 1850 nur sehr bedingt mit den *Plains Indian Wars* vergleichbar sind und kaum in einen Topf geworfen werden sollten, wie etwa die einschlägigen Studien des Kölner Amerikanisten Norbert Finzsch zur „US-Indianerpolitik" vor 1865 eindrucksvoll darlegen[100].

Zum anderen wird die Geschichte der Vereinigten Staaten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den Ereignissen und Folgen des Sezessionskrieges (1861–1865) überlagert – *dem* „Nationsbildungs- oder Nationswerdungskrieg"[101], welcher den USA den Weg in die Moderne ebnete und bis heute nicht nur die Filmindustrie sowie zahllose Ahnenforscher, Hobby- und Heimathistoriker in seinen Bann zieht, sondern auch die Praxis der auf Öffentlichkeitsarbeit ausgerichteten US-Archive maßgeblich bestimmt.

Hinzu tritt schließlich noch ein definitorisches Problem bzw. fehlende terminologische Genauigkeit, bedingt durch die schier unermessliche Vielfalt jener Erscheinungen, die man auf den ersten Blick unter „Kolonialismus" fassen kann. In der Forschung findet sich noch immer verbreitet die Ansicht, dass die Vereinigten Staaten frühestens im Jahr 1898 (also im Zuge des *Spanisch-Amerikanischen Krieges*) in den Kreis der imperialistischen Weltmächte eingetreten seien[102]. Folglich wurde die *Westward Expansion* im 19. Jahrhundert zumeist nicht als die Expansion einer *Kolonial*macht gesehen; die militärischen Auseinandersetzungen zwischen der US-amerikanischen Armee, weißen Siedlern und den Indigenen der Plains wurden nicht als Kolonialkriege betrachtet oder mit solchen verglichen[103]. Mithin muss die grundlegende Frage lauten: Was versteht man unter *Kolonialismus*? Wie lässt sich dieser Begriff definitorisch und konzeptionell eingrenzen, wie setzt man ihn zu *Kolonisation* und *Kolonie*, zu *Imperialismus* und *europäischer Expansion* in Beziehung?

99 So etwa bei: Ward Churchill: A Little Matter of Genocide. Holocaust and Denial in the Americas. 1492 to the Present, San Francisco 1997; Wilson: The Earth Shall Weep; Thornton: American Indian Holocaust.

100 Norbert Finzsch: Siedlerimperialismus und Genozid in den Vereinigten Staaten und Australien, in: Hartmut Lehmann / Claudia Schnurmann (Hrsg.): Atlantic Understandings. Essays on European and American History in Honor of Hermann Wellenreuther, Münster 2006, S. 271–285; ders.: Genocides against Native Americans between Individualist Agenda and State-Implemented Programs, in: Stig Förster / Gerhard Hirschfeld (Hrsg.): Genozid in der modernen Geschichte. Jahrbuch für Historische Friedensforschung, Bd. 7, Münster 1999, S. 48–59; ders.: Konsolidierung und Dissens. Nordamerika von 1800 bis 1865. Geschichte Nordamerikas in Atlantischer Perspektive. Von Den Anfängen bis Zur Gegenwart, Bd. 5, Münster u. a. 2005.

101 Michael Hochgeschwender: Der amerikanische Bürgerkrieg, München 2010, S. 139.

102 So zum Beispiel bei: Klaus Schwabe: Weltmacht und Weltordnung. Amerikanische Außenpolitik von 1898 bis zur Gegenwart. Eine Jahrhundertgeschichte, Paderborn 2007; Herfried Münkler: Imperien. Die Logik der Weltherrschaft. Vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten, Berlin 2005; Wolfgang J. Mommsen: Das Zeitalter des Imperialismus, Frankfurt a. Main 1969.

103 Eine bemerkenswerte Ausnahme ist hier die Arbeit von Richard Slotkin: Gunfighter Nation. The Myth of the Frontier in Twentieth-Century America, New York u. a. 1992.

Historiker sind vom Einvernehmen über diese Fragen weit entfernt, wie Jürgen Osterhammel noch vor wenigen Jahren feststellen musste[104]. Mit Blick auf die große Zahl unterschiedlicher Forschungsperspektiven und den offenbar wesentlich präziseren Bestimmungsmöglichkeiten des Imperialismus charakterisierte er Kolonialismus zu Recht als ein „Phänomen von kolossaler Uneindeutigkeit“[105]. Gleichwohl unternahm Osterhammel den Versuch, eine Schneise in das Dickicht dieses terminologischen Blätterwalds zu schlagen und lieferte einen zugespitzten Definitionsvorschlag. Er beschreibt Kolonialismus als:

> […] eine Herrschaftsbeziehung zwischen Kollektiven, bei welcher die fundamentalen Entscheidungen über die Lebensführung der Kolonisierten durch eine kulturell andersartige und kaum anpassungswillige Minderheit von Kolonialherren unter vorrangiger Berücksichtigung externer Interessen getroffen und tatsächlich durchgesetzt werden.[106]

Mit dieser hätten sich in der Neuzeit „sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen“ verbunden, „die auf der Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen.“[107] Kolonialismus ist demnach die Herrschaft einer (ursprünglich) ortsfremden über eine ortsansässige Gruppe – wobei die Motive für diese Fremdherrschaft unterschiedlich sein können und mit der Art der Kolonie zusammenhängen. Mit verschiedenen Ausdifferenzierungen nehmen heute die meisten Historiker eine Aufteilung in *Stützpunkt*-, *Siedlungs*- und *Beherrschungs*kolonien vor[108].

Das spezielle Phänomen des Siedlerkolonialismus in imperialistischen Grenzräumen konkretisiert Osterhammel als Versuch der Kontrolle größerer Territorien nach den Vorgaben einer eindringenden, fremden (zumeist europäisch geprägten und weißen) Bevölkerung. Charakteristisch hierfür sei zudem „der weltgeschichtlich seltene Unwille der neuen Herren, den unterworfenen Gesellschaften kulturell entgegenzukommen – beruhend auf der Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit.“[109]

Osterhammels definitorischer Ansatz gilt mittlerweile als weithin konsensfähig. Folgt man ihm, kommt man nicht umhin, das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu den indigenen Bewohnern der Plains als eine solch kolonialistisch geprägte Herrschaftsbeziehung zu bezeichnen. Mithin erscheint es auch im Rahmen dieser Studie sinnvoll, von einem US-amerikanischen Kolonialismus vor 1898 zu sprechen – und die *Plains Indian Wars* typologisch den Kolonialkriegen zuzuordnen. Für diesen typologischen Zugriff sprachen sich in den letzten Jahren unter ande-

104 Jürgen Osterhammel: Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen, München ^{5}2006 (2001).

105 Ebd., S. 8.

106 Ebd., S. 21. Vgl. hierzu auch: Peter Claus Hartmann. Der weiße Mann und die Indianer. Vergleichende Bemerkungen über die Beziehungen der Kolonialregierungen und der Siedler zu den Indianern in Latein- und Nordamerika in der frühen Neuzeit, in: Winfried Herget (Hrsg.): Amerika. Entdeckung, Eroberung, Erfindung, Trier 1995, S. 197–213.

107 Osterhammel: Kolonialismus, S. 21.

108 Siehe hierzu: Andreas Eckert: Kolonialismus, Frankfurt a. Main 2006 sowie Wolfgang Reinhard: Kleine Geschichte des Kolonialismus, Stuttgart ^{2}2008 (1996).

109 Osterhammel: Kolonialismus, S. 21.

rem auch Michael Hochgeschwender, Dierk Walter, Thoralf Klein und Frank Schuhmacher aus[110].

Dierk Walter geht dabei sogar noch einen Schritt weiter. Zusammen mit Tanja Bührer und Christian Stachelbeck plädiert der Historiker (mit bestechender Logik und definitorischer Klarheit) dafür, bei Kriegen, die zur Eingliederung in bzw. zur Verhinderung der Ablösung von peripheren Weltsystemen aus dem westlichen Weltsystem geführt wurden, nicht länger von Kolonialkriegen, sondern Imperialkriegen zu sprechen[111] – worin ihm diese Studie zum Teil folgen möchte, denn sein Konzept erfasst den Charakter dieser transkulturellen, entgrenzten Kriege, bei welchen westliche Mächte in einer asymmetrischen Überlegenheit den Indigenen des jeweiligen peripheren Systems gegenüberstanden, exakter als andere.

Aber warum der Vergleich deutscher Imperialkriege zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit den *Plains Indian Wars*? Vordergründig drängen sich andere, näherliegende Konflikte und gleichzeitigere Fälle entgrenzter Gewalt auf, zumal in Afrika, *dem* Spielball der europäischen Mächte – und als solches wurde der „Schwarze Kontinent" auch schon oft in den Blick genommen. Diese Arbeit will sich von dieser eurozentrischen Perspektive lösen und anhand des gewählten verflechtungsgeschichtlichen Ansatzes den transatlantischen, kontinentalen Charakter kolonialer bzw. imperialer Gewaltentgrenzung unterstreichen.

Zweifelsohne fänden sich transatlantische Gemeinsamkeiten auch „zeitnäher", etwa bei der amerikanischen Eroberung und Kolonisierung der Philippinen zwischen 1898 und 1902[112]. Die dort stattgefundene systematische Politik der Vertreibung, der verbrannten Erde und Vernichtung weist etliche strukturelle Ähnlichkeiten mit den nur wenig später in Afrika geführten deutschen Vernichtungszügen auf. Militärische Befehle, die als funktionale Äquivalente neben dem in der Literatur so häufig bemühtem deutschen „Vernichtungsbefehl" von 1904 stehen könnten[113], fänden sich mühelos. Doch die zu dieser Zeit führenden Militärs –

110 Siehe: Michael Hochgeschwender: The Last Stand. Die Indianerkriege im Westen der USA (1840–1890), in: Thoralf Klein / Frank Schumacher (Hrsg.): Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus, Hamburg 2006, S. 44–79; Dierk Walter: Warum Kolonialkrieg?, in: Klein/Schumacher: Kolonialkriege, S. 14–43.

111 Dierk Walter: Imperialkriege. Begriff, Erkenntnisinteresse, Aktualität, in: Bührer: Imperialkriege, S. 9f.

112 Einen gelungenen Einblick in diese Thematik bieten: John C. Bradford (Hrsg.): Crucible of Empire. The Spanish-American War and its Aftermath, Annapolis 1993 sowie Stuart Creighton Miller: Benevolent Assimilation. The American Conquest of the Philippines, 1899–1903, New Haven 1982. Etwas betagt, aber nach wie vor lesenswert, ist auch Frank Freidel: The Splendid Little War, Boston 1958.

113 So etwa der Befehl des (soeben erst zum *Brigadier General* beförderten) Jacob H. Smith: „I want no prisoners. I wish you to kill and burn, the more you kill and burn the better it will please me. I want all persons killed who are capable of bearing arms in actual hostilities against the United States." BrigGen. Jacob H. Smith zu Maj. Littleton Waller Tazewell Waller [sic] im Juli 1901, zit. nach: Max Boot: The Savage Wars of Peace. Small Wars and the Rise of American Power, New York 2002, S. 120. Darüber hinaus befahl er: „Kill everyone over the age of ten. […] Burn the villages of Samar and turn it into a howling wilderness." Zit. nach: Miller: Benevolent Assimilation, S. 220. Dieser letztgenannte Befehl veranlasste

etwa Brigadier General Jacob H. Smith (1840–1918), welcher mit der Verwüstung einer aufständischen Provinz auf Samar als Vergeltung für das so genannte *Balangiga-Massaker*[114] beauftragt war – hatten ihr „Handwerk" im amerikanischen Westen gelernt[115]. Und nicht nur er, insgesamt 26 der 30 auf den Philippinen agierenden Generäle, sämtliche Oberkommandierende sowie etliche Offiziere und Mannschaften brachten Erfahrungen aus den Kriegen gegen die Indigenen Nordamerikas mit[116].

Darunter etwa Major General Elwell Stephen Otis (1838–1909), der als Lieutenant Colonel des 22. Infanterie-Regiments an den Kampagnen gegen die *Sioux* nach der Schlacht am Little Bighorn teilgenommen hatte; Major General Wesley Merritt (1834–1910), der im Bürgerkrieg unter Sheridan gedient hatte und danach zunächst als Lieutenant Colonel des 9. Kavallerie-Regiments sowie 1876 als Colonel des 5. Kavallerie-Regiments gegen die *Sioux* gekämpft hatte; Major General Henry W. Lawton (1843–1899), der nach dem Bürgerkrieg, auch dank Sheridans Empfehlungen, als Second Lieutenant im 41. Infanterie-Regiment untergekommen war und in der Folge zunächst an den Kampagnen gegen die *Cheyenne*, später auch als Captain im 4. Kavallerie-Regiment an den Kampagnen gegen die *Apache* unter *Geronimo* teilgenommen hatte[117]; Brigadier General James Franklin Bell (1856–1919), ab 1878 Second Lieutenant im 7. Kavallerie-Regiment, welches 1890 bei Wounded Knee das Massaker gegen die *Minneconjou Lakota* ver-

das *New York Evening Journal* im Mai 1902 zu dem bekannten *Cartoon* „Kill every one over ten", auf welchem ein US-Kommando vier philippinische Kinder erschießt und im Hintergrund nicht länger der stolze Seeadler das US-Wappen ziert, sondern ein Aasgeier. Siehe hierzu: URL: https://historicalimages.wordpress.com/2012/12/09/kill-every-one-over-ten [Zugriff: 17.10.2017]. Vgl. hierzu auch: Bonnie M. Miller: From Liberation to Conquest: The Visual and Popular Cultures of the Spanish-American War of 1898, Baltimore 2011.

114 Ein Scharmützel im Jahre 1901, während des Philippinisch-Amerikanischen Krieges, bei welchem über 50 amerikanische Soldaten durch philippinische Guerilleros getötet wurden. Das Ereignis wurde von der US-Armee als schlimmste Niederlage seit der Schlacht am Little Big Horn im Jahre 1876 betrachtet. Vgl. Slotkin: Gunfighter Nation, S. 117ff. sowie Walter L. Hixson: American Settler Colonialism. A History, New York 2013, S. 174f.

115 Jacob H. Smith (1840–1918) war 1890 als *Major* beim Massaker an den *Minneconjou-Lakota* bei Wounded Knee beteiligt. Vgl. hierzu: Hixson: American Settler Colonialism, S. 174f. sowie „President retires Gen. Jacob H. Smith", in: New York Times, 17.07.1902 sowie Hixson: American Settler Colonialism, S. 174f.

116 Siehe hierzu: Walter L. Williams: United States Indian Policy and the Debate over Philippine Annexation. Implications for the Origins of American Imperialism, in: Journal of American History, 66 (1980), S. 810–831, hier S. 828. Eine konzise Zusammenfassung bietet auch: Frank Schumacher: „Niederbrennen, plündern und töten sollt ihr". Der Kolonialkrieg der USA auf den Philippinen (1899–1913), in: Klein/Schumacher: Kolonialkriege, S. 109–144, hier S. 127–136. „Indian Campaigners" benennen u. a. Miller: Benevolent Assimilation, S. 94–95 sowie Slotkin: Gunfighter Nation, S. 110f.

117 Henry W. Lawton führte 1886 die Truppen bei der Verfolgung *Geronimos* nach Mexiko an. Als Major General war er 1899 der ranghöchste US-Soldat, der im Philippinisch-Amerikanischen Krieg fiel. Zugleich war er der erste aktive General, der außerhalb der USA getötet wurde. Vgl. hierzu: Rudolph Rau: Lawton. Forgotten Warrior. A Commemorative Biography, Chicago 1998.

übt hatte[118]; Colonel Adna Chaffee (1842–1914), der nach dem Bürgerkrieg zunächst als Captain, dann als Major beim 6. Kavallerie-Regiment an zahlreichen Kampagnen in den zentralen und südwestlichen Plains teilgenommen hatte; und nicht zuletzt First Lieutenant John J. Pershing (1860–1948), der ab 1886 als junger Second Lieutenant im 6. Kavallerie-Regiment an verschiedenen Kampagnen gegen die *Apache* und *Sioux* beteiligt war.

Sie alle hatten ihre militärische Sozialisation im amerikanischen Westen erfahren und beriefen sich gegenüber Kameraden und Öffentlichkeit auch explizit auf die Praktiken der Kriegführung gegen „Wilde" in den *Indian Wars*[119]. So schrieb etwa Brigadier General Theodor Schwan (1841–1926), der als Captain im 11. Infanterie-Regiment an den Kampagnen gegen die *Comanche* und *Sioux* teilgenommen hatte, über die aktuellen indigenen Gegner: „[…] they are identically the same position as the indians of our country have been for many years, and in my opinion must be subdued in much the same way."[120] Eine solche diskursive Rückbindung illustriert auch die Einlassung Theodore Roosevelts aus dem September 1899, womit er offenbar daran zu erinnern versuchte, dass dies „nicht der erste Krieg mit zivilisatorische[m] Auftrag"[121] sei, den die Armee nun mit aller Härte zu führen habe, denn: „The reasoning which justifies our having made war against Sitting Bull also justifies our having checked outbreaks of Aguinaldo and his followers, directed, as they were, against Filipino and American alike."[122]

Dort also, in den zweieinhalb Jahrzehnten nach dem *Civil War*, sind die gezielte Enthegung von Gewalt in den Jahren 1898 bis 1902 gegen „savages", der rassistisch geprägte Diskurs, die ideologischen und mentalen Grundlagen, die administrative Planung und Ausführung von Eroberungs-, Unterwerfungs-, Vertreibungs- und Vernichtungspolitik begründet[123]. Der Rückgriff auf die Zeit von 1854 bis 1877 liegt somit um ein Beträchtliches näher als ein Vergleich mit den Kolonialmassakern auf den Philippinen.

118 Eine gelungene Zusammenschau der Ereignisse und Umstände, die zum Massaker am Wounded Knee führten, bieten: Brown: Bury My Heart, S. 439–450 sowie Utley: Last Days of the Sioux, S. 200–230.

119 Vgl. Boot: The Savage Wars, S. 127; Slotkin: Gunfighter Nation, S. 109–111.

120 BrigGen. Theodor Schwan, zit. nach: Glenn Anthony May: Battle for Batangas. A Philippine Province at War, New Haven 1991, S. 95.

121 Frank Schumacher: „Niederbrennen, plündern und töten sollt ihr." Der Kolonialkrieg der USA auf den Philippinen (1899–1913), in: Klein/Schumacher: Kolonialkriege, S. 109–144, hier S. 133.

122 Theodore Roosevelt an Bartlett S. Johnston, 04.09.1899, zit. nach: The Saint Paul Globe, 17.09.1900, S. 3, URL: http://chroniclingamerica.loc.gov/lccn/sn90059523/1900-09-17/ed-1/seq-3 [Zugriff: 20.09.2007].

123 Diese Kontinuität sehen auch: Russel Roth / Muddy Glory: America's „Indian Wars" in the Philippines 1899–1935, West Hannover 1981, S. 15.

1.4 ZUR METHODE. KOMPARATIVE GEWALTFORSCHUNG UND REFERENZRAHMENANALYSE

Bei der Enthegung militärischer Gewalt in vormodernen, peripheren Räumen, die von den „zivilisierten" Zentren weit entfernt waren, spielten verschiedenste Faktoren eine Rolle. Es wäre in diesem Zusammenhang völlig falsch – so die Hypothese dieser Studie – die Rolle des Staates ins Zentrum der Betrachtung zu rücken, denn direkte physische Gewalt gegenüber Indigenen war vom Staat bzw. der Verwaltung nicht unmittelbar intendiert. In aller Regel wollte man die Indigenen zunächst „nur" aus bestimmten Territorien verdrängen oder sie ausbeuten. Primäres Ziel war also nicht ihre Extermination.

In Siedlerkolonien – ein Muster, das für *Deutsch-Südwestafrika* ebenso zutrifft wie für Nordamerika, Australien, oder Südafrika – waren es in der Regel die *men on the spot* (also die kleine Minderheit weißer Siedler), welche zahlreiche Konflikte gegen die indigene Bevölkerung oftmals ganz bewusst heraufbeschworen und somit das Militär, vielerorts einziger Vertreter der Staatsmacht, in Zugzwang brachten, indigene Ansprüche und Aufstände mit Gewalt niederzuschlagen. Denn zum einen galt es, die eigenen Bürger bzw. Siedler zu schützen, zum anderen konnte man einen erfolgreichen indigenen Widerstand auf Dauer natürlich nicht dulden, gefährdete er doch mittel- und langfristig nicht nur das eigene Expansionsstreben, sondern auch das verbreitete Prestigedenken. Folgt man Mark Levene[124] war es eben diese Angst vor Prestigeverlust, die vielfach zu einem Genozid als letztem Mittel führte.

Um zu verstehen, wie es zu einer Entgrenzung der Gewalt kommen konnte, muss also der Blick auf einzelne, lokale Entscheidungssituationen, auf die jeweiligen Legitimationsstrategien und Rechtfertigungsdiskurse gelenkt werden. In diesem Zusammenhang hat Susanne Kuss jüngst eine überzeugende Arbeit vorgelegt – die sich dieser Materie allerdings „nur" aus *deutscher* Perspektive annimmt[125]. Um zu beantworten, ob es eine fortgesetzte Gewalttradition des deutschen Militärs gibt, hat sie koloniale Kriegsschauplätze verglichen und nach den jeweils spezifischen Gründen für Exzesse von Gewalt gefragt. Kuss wendet sich dabei gleichfalls gegen die These einer zeitübergreifenden, deutschen Militärmentalität, welche die einzelnen Soldaten gesteuert hätte. Stattdessen stützt sie sich auf die weithin stringente Gewaltsoziologie des Siegener Soziologen Trutz von Trotha, welcher die Entstehung von Gewalt vornehmlich in der Interaktion mit der Umwelt begründet sah, also dem jeweiligen Kriegsschauplatz und seinen spezifischen Gegebenheiten[126]. Kuss versucht, anhand von Einflussfaktoren des Raumes, an dem die kriegerischen

124 Siehe hierzu: Levene: Genocide, S. 8–34.

125 Susanne Kuss: Deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Eskalation von Gewalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Berlin 2010.

126 Trutz von Trotha: On Cruelty. Conceptual Considerations and a Summary of an Interdisciplinary Debate, in: Ders. / Jakob Rösel (Hrsg.): On Cruelty, Köln 2011, S. 1–67; ders.: Zur Soziologie der Gewalt, in: Ders. (Hrsg.): Soziologie der Gewalt. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen 1997, S. 9–56.

Auseinandersetzungen stattgefunden haben, eine Eskalation der Gewalt zu erklären und will sich dabei von bisherigen Erklärungsansätzen absetzen.

Ihr Ansatz ist überaus sinnvoll und auch der von ihr neu belegte Begriff des „Kriegsschauplatzes" erscheint durchaus originell – doch ihr Konzept ist nicht gänzlich „neu"[127]: Historiker und Sozialwissenschaftler wie Christopher Browning, Peter Waldmann oder Sönke Neitzel, aber natürlich auch Sozialpsychologen, allen voran Stanley Milgram, Philip Zimbardo, Muzaffer Şerif, Solomon Asch, Henri Tajfel und Harald Welzer beschrieben Gewalt schon vor Längerem als Prozess sozialer Interaktion[128]. Das soziale Umfeld in den Blick zu nehmen, ist also keine Erfindung der letzten Jahre. Gleichwohl ist es sicherlich legitim, zielführend und keinesfalls abwegig, sich in diesem Zusammenhang auf bekannte Befunde zu stützen.

Auch dieser Studie erscheint die Annahme einer Eigendynamik entfesselter Gewalt – einer „Dynamik der Zerstörung", wie Alan Kramer es (in Bezug auf den Ersten Weltkrieg) bezeichnete[129] – als überaus adäquate Theorie, um vergleichend darlegen zu können, wie situative Kräfte und gruppendynamische Prozesse zusammenwirken können, um letztlich Gewaltphänomene zu beschreiben, die ihre Initiatoren überrollten. Schließlich handelte es sich – in Ergänzung der schon eingangs ausgebreiteten These – bei der Entgrenzung von Gewalt in der kolonialen Peripherie Nordamerikas und *Südwestafrikas* (unbeschadet all der extremen, für uns kaum noch nachvollziehbaren Brutalitäten) nicht um lineare, kontinuierliche Prozesse, sondern um situative Radikalisierung, um Gewaltzyklen, deren Eskalation nicht von Beginn an geplant, nicht zwangsläufig und auch nicht unumkehrbar war[130]. Just

127 Kuss: Deutsches Militär, S. 32.

128 Christopher Browning: Ordinary Men. Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland, New York 1993 [in dt. Übersetzung: Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung" in Polen, Reinbeck 1999]; Peter Waldmann: Strategien politischer Gewalt, Stuttgart 1977; ders.: Gesellschaften im Bürgerkrieg. Zur Eigendynamik entfesselter Gewalt, in: Zeitschrift für Politik, 42,4 (1995), S. 343–368; Sönke Neitzel / Harald Welzer: Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben, Frankfurt a. Main 2011; Stanley Milgram: Obedience to Authority. An Experimental View, New York 1974; ders.: Behavioral Study of Obedience, in: Journal of Abnormal and Social Psychology, 67 (1963), S. 371–378; Philip Zimbardo: The Lucifer Effect. How Good People Turn Evil, London u. a. 2007; Muzaffer Şerif u. a.: Status in Experimentally Produced Groups, in: American Journal of Sociology, 60 (1955), S. 370–379; Solomon Asch: Effects of Group Pressure upon the Modification and Distortion of Judgments, in: Harold Guetzkow (Hrsg.): Groups, Leadership and Men. Research in Human Relations, Oxford 1951, S. 177–190; ders.: Opinions and Social Pressure, in: Scientific American, 193,5 (1955), S. 31–35; Henri Tajfel et al.: Social Categorization and Intergroup Behavior, in: European Journal of Social Psychology, 1 (1971), S. 149–178; ders. / John C. Turner: An Integrative Theory of Intergroup Conflict, in: William G. Austin / Stephen Worchel (Hrsg.): The Social Psychology of Intergroup Relations. Monterey 1979, S. 33–47; Harald Welzer: Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden, Frankfurt a. Main 2005.

129 Alan Kramer: Dynamic of Destruction. Culture and Mass Killing in the First World War, Oxford 2007.

130 Hierbei folgt diese Studie den von Alan Kramer, Peter Waldmann und Alexander Korb überzeugend ausgeführten Annahmen zur Gewaltdynamik in kriegerischen Konflikten. Siehe